

DIE WELTWOCH



Die besten Gymnasien der Schweiz

Angebote der Mittelschulen im grossen Test. *Von René Lüchinger*

Matto regiert

Der Machtkampf in der Berner Psychiatrie.
Von Urs Paul Engeler

«Das kann doch nicht sein»

Magdalena Martullo-Blocher über die Werkspionage bei der EMS-Chemie
und die Mühlen der Justiz. *Von Kari Kälin und Florian Schwab*



*Ermöglichen Sie Ihrem
Lohn einen guten Start.
UBS Lohnkonto.*



Im 1. Jahr gratis*
Telefon 0800 868 402
www.ubs.com/lohnkonto

Privatkonten sind unser Handwerk seit 1862.
Das UBS Lohnkonto ist die Basis unserer Paket-
lösung für Ihre alltäglichen Bankgeschäfte.
Rufen Sie uns an und lassen Sie sich beraten.

Wir werden nicht ruhen



Intern

Noch 2007 war Roderick Panchaud Maturand an einem Zürcher Gymnasium, bevor er sein Studium der Politologie und der Volkswirtschaft begann. Im Nebenamt fasste er einen Job, der ihn in seine Vergangenheit zurückführte: Zusammen mit René Lüchinger besorgte er für das *Weltwoche*-Ranking der Gymnasien der Deutschschweiz die Datenaufbereitung. Ein harter, rund drei Monate währender Einsatz. 120 Telefonate hat er geführt, unzählige Kontakte mit Rektoren, Bildungsdirektoren, Pädagogik-Experten, Lehrern und Schülern waren vonnöten, bis eine gesicherte und wohl in dieser Fülle noch nie da



Bestnoten: Alte Kantonsschule Aarau.

gewesene Datenmenge vorhanden war, um die Qualität öffentlicher und privater Gymnasien beurteilen zu können. Und noch etwas galt es zu überwinden: die vielerorts spürbare Abneigung, sich einem Qualitätsvergleich zu unterziehen zu wollen. «Im Gespräch», sagt Panchaud, «hat dann keiner mehr abgestritten, dass eine Qualitätsdebatte über die Gymnasien sinnvoll und notwendig wäre.» **Seite 42**

Seit Jahren hat die EMS-Chemie keine ausserordentliche Medienorientierung mehr abgehalten. Bedeutendes musste geschehen sein, dass die Chefin persönlich vergangene Woche zu einer Pressekonferenz nach Zürich lud: Der Konzern war Opfer einer generalstabsmässig geplanten Werkspionage geworden. Wegen der Langsamkeit der Justiz drohen die Vorwürfe zu verjähren. «So geht es nicht», sagte sich Magdalena Martullo-Blocher und entschied sich gegen den Rat vieler für den Gang

vor die Medien. Deshalb war die EMS-Chefin, die nicht täglich Journalistenbesuch empfängt, auch zu einem längeren Gespräch bereit. Sie empfing Kari Kälin und Florian Schwab am Pfingstmontagabend zu einem Gespräch. Martullo-Blocher ortet Gefahren für den Standort Schweiz: «Ohne Sicherheit bei Eigentum, Patenten und Geschäftsgeheimnissen etc. sinkt die Investitionsbereitschaft.



Gefahren: EMS-Chefin Martullo-Blocher.

Wenn Sie der Lust und Laune respektive dem schleppenden Arbeitstempo von Behörden ausgeliefert sind, ziehen Sie als Unternehmer unter Umständen andere Standorte vor», sagt die erfolgreiche Firmenchefin. **Seite 23**

Am 12. Juni wird Gottfried Honegger 95 Jahre alt. Rico Bandle hat den streitlustigen Künstler in seinem grosszügigen Atelier im Zürcher Seefeld besucht. Während zweier Stunden erzählte er unserem Reporter von seinem ereignisreichen Leben, den Beziehungen zu seinen Freunden Mark Rothko und Max Frisch und von seinem Lebenswerk, das in der Schweiz zu wenig Anerkennung finde. Honegger, geschmückt mit dem Ordre des Arts et des Lettres, der höchsten Kulturauszeichnung Frankreichs, überrascht durch sein Engagement, das auch im hohen Alter ungebrochen ist. **Seite 52**

Eine erfreuliche Mitteilung in eigener Sache: Daniel Ammann, ehemaliger Wirtschaftschef und Autor der *Weltwoche*, ist für seine im *Facts* und vor allem in unserem Blatt erschienenen Recherchen zum sogenannten Fall Holenweger, der eigentlich ein Fall Bundesanwaltschaft ist, mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet worden. Wir gratulieren dem Kollegen ganz herzlich. *Ihre Weltwoche*



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

**Liebe Eltern, Grosseltern,
Gotten und Göttis, Tanten und Onkel,
liebe Kinder und Freunde**

Bereits sind sechs farbige Bildbände der Katzengeschichten mit den berühmten Illustrationen von Eugen Hartung nach langer Zeit wieder als Neuauflage erschienen:

- «Das fröhliche Katzenjahr»
- «Die fröhliche Katzenfamilie»
- «Die fröhliche Katzenschule»
- «Die fröhlichen Katzenabenteuer»
- «Der fröhliche Katzensport»
- «Die fröhliche Katzenfreizeit»

Die lustigen Katzenstreiche

jetzt in einem Paket (Band 1 – 6)

Auch Katzen lieben die Freizeit. Und was sie dabei alles erleben, vermag Eugen Hartung mit seinen farbigen Illustrationen so sympathisch und so menschlich darzustellen, dass man wirklich meint, man sei dabei und erlebe ihre Freizeit mit ihnen.

Die echten Katzenbücher für die ganze Familie mit herrlichen, grossen Farbillustrationen und lustigen, leicht verständlichen Versen von Jörg Schneider.

Die ganzseitigen, farbigen Illustrationen des berühmten Künstlers Eugen Hartung werden ideal ergänzt durch die lustigen schalkhaften Verse von Jörg Schneider, dem beliebten Schauspieler und Bearbeiter von Märchen für die Bühne.

Katzenbücher mit Sammelwert für Klein und Gross, die in keiner Familie fehlen sollten.

Echte Kinderbücher, die ans Herz wachsen und an die man sich als Erwachsener noch immer gerne erinnert – weil wir uns in die lustigen Kätzchen hineinfühlen konnten und weil sie die gleichen Streiche ausheckten und die gleichen Freuden und Sorgen hatten, wie wir selbst.

Ein ideales Geschenk für Kinder und für alle Leute, die Katzen lieben.

Ein schönes Geschenk mit Sammelwert zu Weihnachten, Ostern, zum Geburtstag, zum Schulbeginn, für ein gutes Zeugnis, zur Hochzeit, für's Grosi, als Mitbringsel oder ganz einfach als schönes Geschenk zwischendurch, das von Herzen kommt und ins Herz geschlossen wird!

- Grossformat, 30 x 22 cm
- Schöner Einband, glasklare Folie, abwaschbar
- Gut leserliche Verstepte in grosser Schrift, von Jörg Schneider
- Je 12 ganzseitige, farbige Illustrationen von Eugen Hartung
- Preis pro Band **Fr. 24.80**,
Sonderpreis, alle 6 Bände für Fr. 124.–



THEMA-CARDS
Verlag Theophil Maag
Rietgrabenstrasse 84
8152 Opfikon-Glattbrugg
Telefon: 044 810 74 57
verlag.thmaag@bluewin.ch

Superangebot

Sie sparen Fr. 24.80

**JETZT alle Katzenbücher (Band 1 – 6) für Fr. 124.–
statt Fr. 148.80**



**Nutzen Sie dieses Superangebot
und bestellen Sie sofort!**



BESTELLGUTSCHEIN für unsere Leser

Ja, ich möchte anderen und mir selbst eine Freude bereiten und bestelle

Stück	Titel	Franken
	Katzenbücher, Band 1 – 6	124.–
	«Das fröhliche Katzenjahr»	24.80
	«Die fröhliche Katzenfamilie»	24.80
	«Die fröhliche Katzenschule»	24.80
	«Die fröhlichen Katzenabenteuer»	24.80
	«Der fröhliche Katzensport»	24.80
	«Die fröhliche Katzenfreizeit»	24.80



exkl. Versandanteil

Bei Nichtgefallen habe ich das Recht, alle bestellten Artikel innert 10 Tagen zu retournieren. Ich gehe also absolut kein Risiko oder Verpflichtung ein, sondern profitiere von der unverbindlichen Ansichtsmöglichkeit.

THEMA-CARDS
Verlag Theophil Maag
Rietgrabenstrasse 84
8152 Opfikon-Glattbrugg

Name: _____

Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ: _____

Ort: _____

Keynes

Eine Sportverletzung und ihre heilsamen Nebenwirkungen.

Von Roger Köppel

Das Geräusch, ein dumpfer Knall, wie wenn man ein älteres Stück Leder überspannt, bis es reißt, war über den ganzen Centre-Court der prächtigen Hotelanlage in Zypern gut zu hören. Mein Tennispartner, Serbe, Gemütsspieler, hervorragender Techniker, extrem freundlich, rannte bestürzt zum Netz, während ich, jaulend, an der Grundlinie unsanft notlanden musste.

Eben noch hatte ich ihn mit einem hammerharten Vorhandschlag *cross-court* erstmals aus der Ruhestellung in der Platzmitte gedrängt. Der wendige Serbe, acht Jahre jünger, streckte sich allerdings mühelos und zauberte einen filigranen Stoppball millimetergenau über die Netzkante auf meine Seite. Da ich die Aktion vorausgeahnt hatte, wollte ich meine 83 Kilogramm Lebendmasse, wie früher, präventiv nach vorne wuchten, doch so weit kam es nicht, da meine Achillessehne nach einem ansatzlosen Fehltritt unerwartet in die Brüche ging.

Niemand soll sagen, dass ein Riss der Achillessehne nicht befruchtende journalistische Nebenwirkungen haben kann. Die Verletzung zwang mich zur ungewollten Immobilität, die ich mit der Lektüre eines Buchs über den britischen Ökonomen John Maynard Keynes bewältigte. Verfasser des schmalen Bändchens, das den Titel «The Return of the Master» (Die Rückkehr des Meisters) trug, war der emeritierte englische Wirtschaftsprofessor Lord Robert Skidelsky, Baron, mehrfach preisgekrönt für seine dreibändige Monumentalbiografie über Keynes. «Die Rückkehr des Meisters» zielt darauf ab, die Ideen Keynes' für das 21. Jahrhundert aktuell zu machen. Das etwas besserwisserisch geschriebene Buch hat meine vorhandenen Zweifel gegenüber Keynes allerdings vertieft, nicht gemildert.

Gewiss: Keynes (1883–1946) war eine herausragende Figur: Ökonom, Mathematiker, erfolgreicher Börsenspekulant, der mehrfach sein Vermögen machte und verlor, Millionär, Kunstsammler, hoch angesehen auch in Künstlerkreisen, philosophisch bewandert. Frühzeitig kritisierte Keynes die verheerende Politik der Alliierten nach dem Ersten Weltkrieg, die auf eine übertriebene Bestrafung Deutschlands durch Reparationen hinauslief. Er lehnte die *Laissez-faire*-Wirtschaftspolitik des klassischen Liberalismus ab und forderte ein stärkeres Engagement des Staates zur Herstellung von Vollbeschäftigung und guter Konjunktur.



Neuer, gezähmter «Kapitalismus».

Seine wirtschaftspolitischen Vorschläge zielten darauf ab, Marktwirtschaft und Planwirtschaft ohne Absturz in den Sozialismus zu verbinden. Es ging ihm darum, die Marktwirtschaft zu verteidigen, als sie während der dreissiger Jahre gleichermassen von rechts wie von links unter Druck kam.

Vielleicht am interessantesten aus heutiger Sicht ist seine Absage an die Plan- und Messbarkeit der Zukunft, wie sie zum Beispiel viele Risikomodelle der Finanzindustrie vortäuschen. Von *credit default swaps*, Kreditausfallversicherungen, die es zu seiner Zeit nicht gab, hätte er wohl nichts gehalten. Keynes betonte stets die fundamentale «Ungewissheit», die «Unsicherheit» allen zukunftsgerichteten Handelns, auch des wirtschaftlichen. Daraus leitete er die Einsicht ab, dass besonders Krisen die ohnehin vorhandene Unsicherheit innerhalb von Volkswirtschaften zu Angstlähmungen verschärfen, was den Staat als grossen Stabilisator auf den Plan rufe.

Keynes plädierte für eine interventionistische staatliche Wirtschaftspolitik, die durch kluge Eingriffe die Unsicherheit wenn auch nicht bannen, so doch mildern könne. Keynes schwebte vor, reichlich utopisch, dass der Staat einen Grad von wirtschaftlicher Konstanz, Krisenvermeidung und Wohlstand sicherstellen solle, damit die Leute ein glückliches Leben führen können, in dem nicht Konkurrenzkampf und Wettbewerb, sondern die kulturelle und ethische Veredelung der Welt im Vordergrund stehen würde.

Viele Autoren und Journalisten haben im Gefolge der Finanzkrise Keynes zum Kronzeugen eines neuen, gezähmten «Kapitalismus» erklärt. Unter dem Eindruck von

Bankenzusammenbrüchen, Fehlspekulationen, Misswirtschaft und gewaltigen staatlichen Rettungspaketen schienen die Ideen des Briten an Aktualität zu gewinnen. Auch Skidelsky ist von der Absicht beseelt, mit Keynes auf Konstruktionsfehler im Gefüge der Marktwirtschaft hinzuweisen, um sie, mit Keynes, zu überwinden. Gefordert sei ein Staat, schreibt Skidelsky, der die Möglichkeit schwerer Krisen durch mehr Umverteilung, strengere Regeln für Banken und mehr Interventionismus verringere. Die letzte Krise sei durch einen falschen Glauben an die Selbstregulierung der Märkte und deren Fähigkeit, wirtschaftliche Risiken richtig einzupreisen, hervorgerufen worden.

Vieles von dem, was Skidelsky schreibt, leuchtet ein und stimmt. Vor der Finanzkrise haben die Banken Produkte gekauft und verkauft, die sie nicht verstanden haben. Viele Finanzinstitute haben zu grosse Risiken auf sich genommen und sind gescheitert, ohne dass die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen wurden. Im Gegenteil. Sie strichen in den guten Zeiten private Gewinne ein, während die öffentliche Hand in schlechten Zeiten die Verluste decken musste. Marktwirtschaft bedeutet, dass Leistung belohnt und Fehlleistungen bestraft werden. Haftung und Verantwortung sind wesentliche Säulen der Marktwirtschaft. Sie wurden ausser Kraft gesetzt. Der Wunsch Skidelskys, der Staat solle durch vernünftige Planung Krisen, wie wir sie jetzt erleben, vorsorglich beseitigen, ist nachvollziehbar, aber illusionär.

An diesem Punkt scheint mir auch Keynes falschzuliegen. Krisen gehören zur Marktwirtschaft. Sie sind die Folge urmenschlicher Eigenschaften wie Begeisterung, Übertreibung, Angst, Gewinnsucht, Herdentrieb. In Krisen bricht die Realität in die von Menschen geschaffene Unwirklichkeit ein. Das ist heilsam. Krisen müssen zugelassen werden, damit sich die Wirtschaft normalisieren kann. Wo Krisen verhindert und verdrängt werden, stürzt am Ende das System. Der Sozialismus lebte sechzig Jahre vordergründig krisenfrei, dann brach die Krise aus, der Sozialismus ging unter. Noch nie ist dagegen ein Staat an zu viel Marktwirtschaft gestorben.

So überwiegen nach der Skidelsky-Keynes-Lektüre die Zweifel: Kurzfristige keynesianische Eingriffe mögen in schweren Wirtschaftskrisen sinnvoll sein. Die von Skidelsky mit Keynes geforderte massive Präsenz des Staates als Einheger und Antreiber der Wirtschaft wäre schädlich. Keynes war so eitel und so intelligent, dass er dem Staat, mit Leuten wie ihm selber in entscheidenden Positionen, eine kluge Globalsteuerung der Wirtschaft zutraute. Selbstüberschätzung, die er zu Recht bei vielen Wirtschaftskapitänen seiner Zeit erblickte, war auch die grosse Schwäche des genialen Bürokraten Keynes.



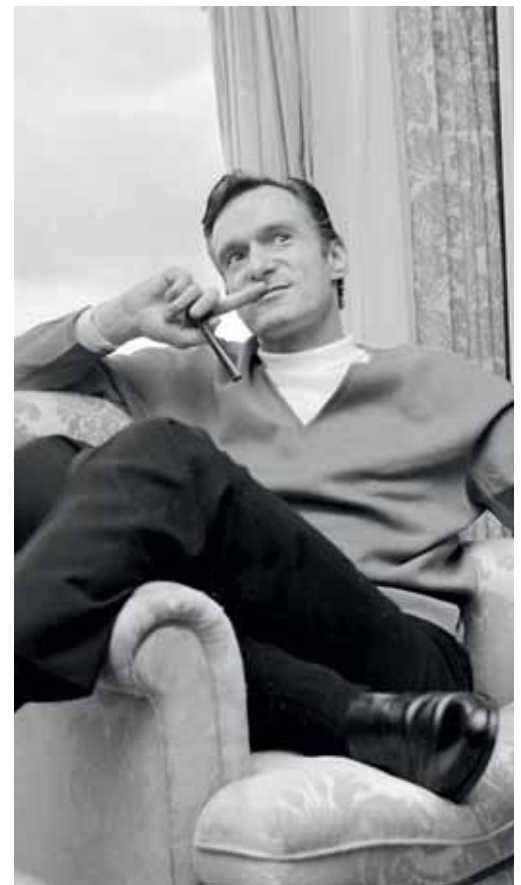
Gegenwind: Facebook-Chef Zuckerberg. Seite 12



Öl ohne Ende: Bohrsinsel. Seite 34



Frauen am Berg: Chamonix, um 1900. Seite 56



Kult: Playboy-Gründer Hefner, 1966. Seite 36

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Gymnasien im Vergleichsstress

9 Im Auge Beppe Grillo, Volkstribun

10 Kultur Abgang des Pro-Helvetia-Direktors Pius Knüsel

11 Personenkontrolle Hany, Bäumle, Fischer, Gurtner, Levrat, Gehrig

11 Nachruf Abdelbaset Ali al-Megrahi, Attentäter

12 Der Klon, der aus der Kälte kam

Vkontakte – die russische Alternative zu Facebook

14 Die Deutschen Das ewige Problem mit Israel

14 Wirtschaft Wachstum auf Knopfdruck

15 Ausland Obama hofft auf Hollywood

16 Mörgeli Politische Speerwerfer aus dem Wallis

16 Bodenmann Stolz auf mickriges Wachstum

17 Medien Essenz des Eurovision Song Contest

17 Kostenkontrolle 80,7 Millionen für das SRG-Kader

18 Leserbrief/Darf man das?

Hintergrund

20 Die Schlacht ums Asylwesen

Ein Jahr nach Beginn der Flüchtlingswelle aus Nordafrika kommt es zur grossen Asyl-Debatte im Nationalrat

22 Asylwesen Das Schweizer Fernsehen verärgert ein Dorf

23 Schlamperei der Justizbehörden

EMS-Chemie-Chefin Magdalena Martullo-Blocher über einen verschleppten Fall von Werkspionage

26 Schrecklich nette Beamte

Wärmepumpen-Posse aus einer Zürcher Gemeinde

28 «Ordnung im Stall»

Der deutsche Autohersteller BMW wehrt sich gegen die Rekordbusse der Schweizer Wettbewerbskommission

30 Matto in der «Waldau»

Willkürlicher Abschuss eines Psychiatrieprofessors

33 Basel Ursachen der Auswüchse in der Rotlichtszene

34 Das Märchen vom Ende des Öls

Dank technischer Innovationen ist das Ende des fossilen Zeitalters in weite Ferne gerückt

36 Krafftutter für den Geist

Der *Playboy* gilt als frauenfeindlich, kitschig und irrelevant. Welch gigantischer Irrtum!

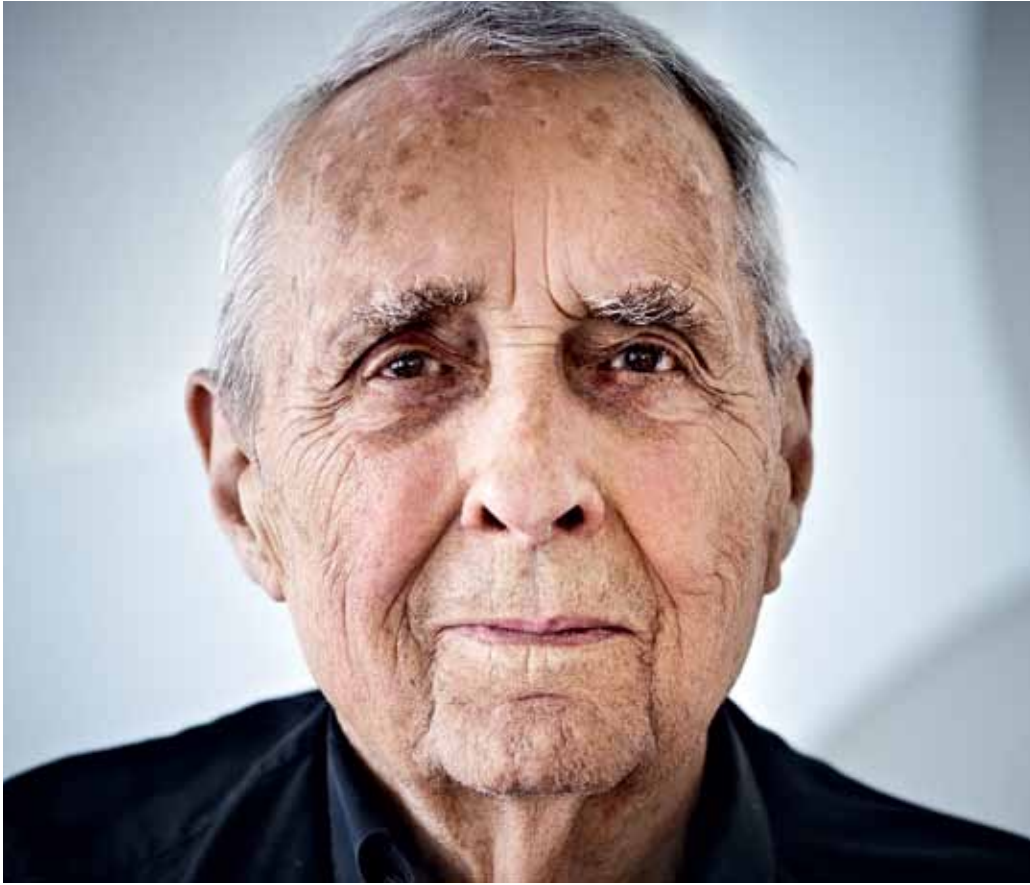
40 Hollande und die siebzehn Frauen

Frankreichs neue Regierung besteht zur Hälfte aus Frauen

42 Die besten Gymnasien der Schweiz

Im grossangelegten Ranking werden erstmals die Angebote privater und öffentlicher Gymnasien untersucht

44 Bildung Kriterien des *Weltwoche*-Ratings



«Anerkennung wurde mir in der Schweiz nie zuteil»: Künstler Gottfried Honegger. Seite 52

Interview

52 «Ich komme aus einer anderen Welt»

Max Frisch war sein bester Freund, in Frankreich hat er ein Museum gegründet:
Besuch beim Künstler Gottfried Honegger, der in diesen Tagen 95 Jahre alt wird

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Cathleen Naundorf, Fotografin

52 Bestseller

54 Jazz Gábor Bolla

55 Klassik Die Region Zürich erhält ein grosses Opern-Open-Air

56 Frauen in dünner Luft

In der Geschichte des Alpinismus spielen Frauen eine bedeutende Rolle

58 Top 10

58 Kino «A Royal Affair»

59 Fernseh-Kritik «Motorshow TCS»

60 Namen Alexander Pereira, Cecilia Bartoli, Patricia Boser, Roberto Di Matteo etc.

61 MvH Meine Heimat

61 Gesellschaft Beta-Männer

62 Die Besten Breitseite für Männer

63 Thiel Griechische Tragödie

63 Wein Die Wine-Spectators über den neuen Bordeaux

64 Zu Tisch Rico Zandonella, Koch der legendären «Kunststuben»

65 Auto VW Tiguan Sport & Style TSI

66 Hochzeit Satoku Inoue und Tomohiro Shibata

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Kari Kälin, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousofzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearl Frisch (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeeger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





«Allegra» im «Belvédère» Scuol

Wellness ohne Grenzen im «Engadin Bad Scuol», Bergbahnen, Postauto, RhB und vieles mehr inklusive.

Noch zu entdecken: das Unterengadin im Sommer.

Wussten Sie, dass unsere Region mit durchschnittlich 305 Sonnentagen im Jahr Schweizer Schönwetter-Meister ist? Ein Wert, der sich auch auf den strahlenden Gesichtern unserer Gäste zeigt. Der Schweizerische Nationalpark, das Wahrzeichen Schloss Tarasp, das «Engadin Bad Scuol» und echte Engadiner Feriendörfer mit unverwechselbarer romanischer Kultur prägen das Unterengadin.

Willkommen im «Belvédère, Scuol»

Entdecken Sie das schönste «Belvédère» aller Zeiten. In den letzten Jahren haben wir unser Hotel mit hochwertigen Materialien renoviert, die Passerelle als Verbindung zum «Engadin Bad Scuol» und den neuen Flügel «Ala Nova» mit 15 grosszügigen Zimmern und dem «Spa Vita Nova» angebaut. Entstanden ist ein faszinierendes Haus, in dem die Grosszügigkeit der traditionellen Hotellerie um die Jahrhundertwende mit Design und zeitgemäßem Komfort verschmilzt. Altes und Neues mischten sich und schafften die schöne Atmosphäre des Hauses.

Wir freuen uns, Sie bei uns im Hotel «Belvédère» in Scuol zu begrüßen.

Ihre Gastgeber und die Besitzer
Julia und Kurt Baumgartner

Weltwoche-Spezial

- 3, 4 oder 5 Übernachtungen mit Welcome-Apéro und täglich alpinen Schlemmer-Frühstücksbuffets
- An einem Abend ein Nachtessen im Gourmetrestaurant «Guarda Val» (14 Gault-Millau-Punkte)
- An den restlichen Abenden köstliche Nachtessen in unserem Restaurant
- 1 Teilkörpermassage: 30 Min.
- 1 «Alpenbachrauschen»-Bad im «Spa-Vita Nova»: 25 Min.
- 1 Besuch im Römisch-Irischen Bad im «Engadin Bad Scuol»: 150 Min.
- 2 Lunchpakete für Ihre Wanderungen
- Täglich freier Eintritt ins «Engadin Bad Scuol» und Fitness-Center «Andor»
- Benützung unseres hauseigenen Wellnessbereichs
- Aktiv & attraktiv: Postauto in der Region Engiadina Bassa mit Samnaun und Val Müstair mit Livigno, Ortsbus Scuol; Dreiländerfahrt Scuol-Nauders-Mals-Val Müstair-Zernez-Scuol, Rhätische Bahn bis Zernez (28.5.–24.10.11), ansonsten bis St. Moritz; Gondelbahn Motta Naluns während der Betriebszeit; Schloss Tarasp;
- 50% Reduktion auf alle Bergbahnfahrten im Oberengadin und in Samnaun

Und zusätzlich während Ihres Aufenthalts:

- Badetasche, gefüllt mit Bademänteln, Badetüchern und Schlappen
- 1 Wanderrucksack
- Tee-Ecke mit einer schönen Teeauswahl
- Frische Früchte in der Lobby
- Kostenloser Transfer bei An- und Abreise zum Bahnhof Scuol
- Tiefgaragenplatz, Mehrwertsteuer, Service und sämtliche gesellschaftlichen Anlässe

Weltwoche-Spezialangebot

Angebot

Preise sind pro Person im DZ

- Weltwoche-Spezial mit 3 Nächten zum Preis von Fr. 550.– anstatt Fr. 740.–
- Weltwoche-Spezial mit 4 Nächten zum Preis von Fr. 660.– anstatt Fr. 880.–
- Weltwoche Spezial mit 5 Nächten zum Preis von Fr. 780.– anstatt Fr. 1040.–
- Kurtaxe exkl. Fr. 2.50 pro Person/Nacht
- Einzelzimmer, Hochsaison (27.7.–12.8./29.9.–21.10.)

Südseite auf Anfrage mit Aufpreis

(Preise pro Person im DZ, limitiertes Kontingent, gültig vom 1.6.12 bis 1.12.12)

Veranstaltungsort

Hotel «Belvédère», Scuol

Reservation

Direkt im Hotel mit Kennwort «Weltwoche» über Tel. 081 861 06 20 oder reservation@belvedere-scuol.ch

Veranstalter

Hotel «Belvédère»****, Stradun 330, 7550 Scuol, www.belvedere-scuol.ch

Gymnasien im Vergleichsstress

Von Philipp Gut — Die *Weltwoche* unterzieht die Angebote der Deutschschweizer Mittelschulen erstmals einem flächendeckenden Test. Wettbewerb und Transparenz fördern die Qualität.



Relevante Unterschiede: Schüler der Kantonsschule Zürcher Oberland.

Der Aufschrei war gellend bis spitz. Als die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich vor drei Jahren eine Liste vorlegte, aus der hervorging, von welchen Gymnasien die besten ETH-Studenten stammen, provozierte sie Proteste von Lehrern, Bildungspolitikern und Journalisten – sogar über die Landesgrenzen hinaus. Die Studie sei «eine Katastrophe», wettete der Rektor des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums Rämibühl in Zürich. Die *NZZ* sprach von «Zunder», eine Vertreterin des Elternvereins der Kantonsschule Enge von «Brandstiftung». «Ranking-Stimmung und Lynch-Justiz», wollte die *Süddeutsche Zeitung* ausgemacht haben.

Die apokalyptischen Töne zeigten vor allem eines: Die Schulen und ihr leitendes Personal scheuen sich offenbar vor dem, was sie ihren Schülern täglich zumuten – nämlich geprüft, getestet und verglichen zu werden. Teils mit ähnlichen Abwehrreaktionen war die *Weltwoche* konfrontiert, als sie einen umfangreichen Fragebogen an die Leitungen der Deutschschweizer Gymnasien schickte.

Ziel der Umfrage, deren Ergebnisse in dieser Ausgabe ausführlich präsentiert werden (siehe Artikel S. 42), war es, erstmals eine vergleichende Übersicht über die Bildungsangebote der Mittelschulen zu liefern und belastbare Aussagen über deren Qualität zu machen.

Doch Bildungsdirektoren aus mehreren Kantonen stellten sich quer. Sie untersagten den Schulen, genauere Daten zu liefern. Zu gross war offenbar die Furcht vor einem Test, bei dem man womöglich unvorteilhaft abschneiden könnte. Die im Dunkeln sieht man nicht.

Auch wenn sie nicht nur angenehm sein können: Was spricht dennoch für solche Tests? Es ist eine Binsenwahrheit: Statistiken und Qualitätsstudien kommen nicht ohne Vergleich aus. Und das ist gut so. Die Ermittlung von relevanten Unterschieden ist nicht bloss interessant; sie ermöglicht überhaupt erst eine fundierte und konkrete Diskussion über Qualität und Leistungen.

Wahlfreiheit wäre wirksam

Auch was die Reaktionen der Schulleitungen anbelangt, ergaben sich aufschlussreiche Differenzen: Private Gymnasien zeigten sich wesentlich offener für den Test als staatliche – wohl deshalb, weil sie stärker dem Wettbewerb ausgesetzt sind und sich im direkten Vergleich mit Konkurrenzschulen täglich aufs Neue behaupten müssen. Im Leistungsvergleich mit den staatlichen Mittelschulen schneiden die privaten sehr gut ab – ein weiteres Indiz dafür, dass der Wettbewerb die Qualität fördert. Seine ganze Wirkung würde er allerdings erst

»» Fortsetzung auf Seite 10

Hammerkomik



Beppe Grillo, *Volkstribun*.

Vor zwölf Jahren zertrümmerte der Komiker Beppe Grillo auf offener Bühne mit dem Hammer einen Computer aus Protest gegen die Versklavung der Menschheit durch das elektronische Teufelszeug.

Federico Pizzarotti, 39, arbeitete bis vor wenigen Tagen als Informatiker bei einer Bank in Parma und politisierte nach Feierabend in den Bars. Und wurde fast aus dem Stand Bürgermeister der 190 000-Seelen-Stadt. Die Kampagne kostete ihn 6000 Euro und nochmals 2000 für die Stichwahl, die er mit 60 Prozent der Stimmen gewann. Seinen Wahlkampf führte er praktisch gratis im Internet, und natürlich war sein Übervater auch leibhaftig zur Stelle mit einer Brandrede auf der Piazza, denn Pizzarotti trat als Kandidat des «Movimento 5 Stelle» des Kabarettisten Beppe Grillo an.

«Das ist eine Revolution», zirpte die Grille. «Nicht mehr das Kapital entscheidet Wahlen, sondern Leute wie du und ich im Netz.» Seine Protestbewegung hatte den abgewirtschafteten Parteien «das Stalingrad» bereitet. «Der Endsieg» werde bei den nationalen Wahlen 2013 fällig, prophezeit der gewendete Tech-Freak. Frisst die Revolution ihre Kinder?

Pizzarotti reklamierte den Triumph für sich und trieb Grillo zur Weissglut, als er einen alten Freund zum Verwaltungsdirektor berief – dummerweise einen Abweichler, der es gewagt hatte, klare Kriterien für die Zusammenstellung von Wahllisten und ein inhaltliches Konzept zu fordern und vom Meister exkommuniziert worden war. Der Alleinunterhalter ist das Programm, das sein *spin doctor* Gianroberto Casaleggio, 29, über den täglichen Blog (www.beppegrillo.it) verbreitet.

Nun dämmert Italien, dass Grillo möglicherweise nicht nur ein basisdemokratischer Erwecker sein könnte, sondern ein herrschsüchtiger Volkstribun, ein populistischer Wiedergänger des Telekraten Silvio Berlusconi (er nennt ihn «Psychozwerger»), im Narren-gewand statt im Zweireiher. Das Neue ist das Alte, nur das Medium hat gewechselt: Internet statt Fernsehen. Old Silberlocke Grillo ist auch schon 64.

Peter Hartmann

dann entfalten, wenn die Wahlfreiheit für Schüler und Eltern erhöht würde (wählen kann man die staatlichen Gymnasien lediglich in vereinzelt Kantonen).

Das *Weltwoche*-Ranking versteht sich als Beitrag zu einer intensiveren, faktenbasierten Diskussion über Stärken und Schwächen der Schweizer Gymnasien. Es konzentriert sich auf das Angebot und zeigt, in welchen Schulen oder Kantonen welche Lernbedingungen herrschen. Aus bildungspolitischer Sicht ist es damit allerdings nicht getan. Ebenso aufschlussreich wäre es zu wissen, von welchen Schulen die erfolgreichsten und besten Schüler abgehen. Könnte man diesen sogenannten Output messen, hätte man ein aussagekräftiges Kriterium zum Leistungsvergleich zur Hand. Bisher ist das – aufgrund fehlender Daten und Erhebungen – nicht möglich.

Ansätze in diese Richtung sind das erwähnte ETH-Ranking und die sogenannten Evamar-Studien von Franz Eberle. Der Professor und Gymnasialforscher an der Universität Zürich förderte hochinteressante Befunde zutage – etwa den, dass eine höhere Maturitätsquote mit tieferen Leistungen einhergeht. Das heisst: Jene Kantone, in denen prozentual mehr junge Erwachsene eine gymnasiale Matura machen, schneiden an Prüfungen und Tests schlechter ab. Dass Bildungspolitiker landauf, landab – gedrängt von internationalen Organisationen wie der OECD – höhere Maturitätsquoten in der Schweiz fordern, ist schon allein deshalb problematisch.

Auch in andern Fragen wurden und werden bildungspolitische Weichen falsch gestellt. So wirkt sich der Trend, unterschiedlich begabte Schüler möglichst lange «integriert» im selben Klassenverband zu unterrichten und die Gymnasien zu verkürzen, negativ auf die Leistungen aus. Am besten schnitten in den Tests von Professor Eberle jene Maturanden ab, die am längsten in einem Gymnasium verweilten. Spitzenresultate erzielten die Schüler, die als Schwerpunktfächer alte Sprachen (Griechisch, Latein) sowie Physik und Mathematik belegten. Am schlechtesten schnitten in den nationalen Leistungstests jene Maturanden ab, die sich für die neuen, weichen Schwerpunktfächer Bildnerisches Gestalten, Musik oder Philosophie/Pädagogik/Psychologie entschieden hatten.

Dass es keinen Grund gibt für die Schweizer Gymnasien, sich selbstzufrieden zurückzulehnen – und umso mehr Gründe, Transparenz über die tatsächlichen Leistungen herzustellen, zeigen die Zahlen. Gemäss Evamar-Studie erzielen über 40 Prozent der Maturanden in schriftlicher Mathematik ungenügende Noten, in schriftlicher Erstsprache – sprich: Deutsch – schliesst jeder fünfte Maturand tiefer als mit einer 4 ab – mit entsprechenden Folgen für das Niveau der Hochschulen und Universitäten.

Mehr zum Thema: Seite 42

Kultur

Wider die Profiteure

Von Rico Bandle — Pius Knüsel, Direktor der Pro Helvetia, tritt ab. Das ist bedauerlich. Seine Vorschläge zur Verbesserung der Kulturförderung haben ihm Feinde gebracht, sind aber richtig.



Mentalitätswandel: Kulturförderer Knüsel.

Am Schluss traten alle noch einmal nach: Der Rücktritt von Pius Knüsel sei «ein Glück für Pro Helvetia und die Schweizer Kulturschaffenden», sagte CVP-Nationalrätin Kathy Riklin. Die *Sonntagszeitung* attestierte ihm, seine Leistung habe hauptsächlich darin bestanden, «gelegentlich in die Suppe zu spucken». Andere Kommentatoren warfen ihm vor, frustriert zu sein und die Freude an der Kultur verloren zu haben.

Wer als staatlicher Kulturförderer dermassen angefeindet wird, hat einiges richtig gemacht. Pius Knüsel hat in seiner zehnjährigen Amtszeit die administrativen Kosten gesenkt, den Betrieb effizienter gemacht, frischen Wind in die erstarrte Organisation gebracht. Denselben Reformwillen erwartete er auch von den Kulturleuten. Das nahmen ihm all jene übel, die ihre ganze Energie auf die Besitzstandswahrung konzentrieren – und das sind in dem Bereich nicht wenige.

Knüsel rühmt sich gerne damit, Förderprogramme für Computerspiele oder die Volkskultur ermöglicht zu haben; dank ihm seien die Geldströme nicht mehr nur auf die klassische Hochkultur gerichtet. Das mag begrüssenswert sein, ist aber nicht seine zentrale Leistung. Knüsel wird als jener Direktor der Pro Helvetia in Erinnerung bleiben, der einen grundsätzlichen Mentalitätswandel eingelei-

tet hat: Dass die Förderung nicht dazu da ist, die Bedürfnisse der Künstler zu befriedigen, sondern jene der Gesellschaft. Ziel kann nicht sein, den Geldempfänger zu bedienen, sondern ein möglichst gutes Resultat auf der Bühne, im Konzertsaal oder zwischen Buchdeckeln zu erzielen.

Dies tönt selbstverständlich, ist es aber nicht. In den 80er Jahren wurde die Kulturförderung in der Schweiz stark ausgebaut, überall entstanden neue Bühnen, Ausstellungsräume, Künstlerateliers. Mit dem Angebot wuchs die Anspruchshaltung. Zwar werden die Gesuchsteller nicht wie bei der Sozialhilfe als «Klienten» bezeichnet, der Umgang ist aber vergleichbar: Das Geld wird giesskannenartig verteilt; erlaubt sich ein verwegener Beamter, diese Praxis zu hinterfragen, zieht sogleich ein Sturm des Protests über ihm auf. Das musste Filmförderer Nicolas Bideau erfahren, der das Schweizer Kino publikumsnäher machen wollte, und das musste auch Pius Knüsel erfahren, der in seinem Buch «Der Kulturinfarkt» die Schliessung der Hälfte der Kulturinstitutionen forderte, um mit dem frei gewordenen Geld Neues zu ermöglichen.

Das Bemerkenswerte ist dabei: Knüsel, der mit seinen 55 Jahren zur Generation der Profiteure und Besitzstandswahrer gehört, schlägt sich auf die Seite der Jungen, die mit althergebrachten Strukturen nichts anfangen können und denen die klare Unterteilung zwischen Kunst und Kommerz fremd ist.

Jeder Zweite erhält Geld

Einige wichtige Anliegen konnte Knüsel in seiner Amtszeit nicht durchsetzen: So wird das Geld bei der Pro Helvetia noch immer sehr breit verteilt. Fünfzig Prozent der Gesuche werden angenommen. Wer einmal abgelehnt wird, ändert sein Konzept leicht und reicht es wieder ein – die Wahrscheinlichkeit ist sehr gross, dass es dann durchkommt. Knüsel prangerte dieses System immer wieder an, vergebens. Die Mittel zu konzentrieren und klarere Ziele zu setzen, das wird die Aufgabe des Nachfolgers von Knüsel sein.

Zum Teil wurde gemunkelt, Knüsels Rücktritt sei nicht freiwillig erfolgt, er sei nach der Veröffentlichung des «Kulturinfarkts» dazu gedrängt worden. Das ist falsch, Knüsel ging freiwillig – obwohl er für weitere Jahre gewählt gewesen wäre. Bis zum Schluss hebt sich Knüsel von der Mehrheit der Kulturfunktionäre ab: Er ist kein Sesselkleber.

Personenkontrolle

Hany, Bäumle, Fischer, Gurtner, Levrat, Gehrig

Der abgewählte CVP-Nationalrat Urs Hany (ZH) versucht, den Bürgern auch nach seinem Verschwinden aus dem Parlament das Geld aus der Tasche zu ziehen. In einem Brief an seine ehemaligen Kollegen im Bundeshaus setzt sich der Präsident des Fachverbands Infra, der «Branchenorganisation der im Infrastrukturbau tätigen Unternehmen», dafür ein, dass der Preis der Autobahnvignette nicht nur von den aktuellen 40 auf 70 Franken, sondern sogar auf 100 Franken erhöht wird («70 Franken für die Autobahnvignette sind nicht genug»). Das wäre eine Erhöhung um 150 Prozent! Im Sinne der Transparenz machen wir publik, dass, wie Hany betont, auch der Schweizerische Bau-



Viel ist nicht genug: Baumeister Hany.

meisterverband (SBV) und Bauen Schweiz das «Anliegen» unterstützen. Sollte es noch einer Rechtfertigung bedürft haben, warum Hany abgewählt wurde: Mit seinem Raubzug auf das Portemonnaie der Autofahrer liefert er sie gleich selbst. (*gut*)

Die Zahlungsmoral von **Jürg Gehrig** ist auch nicht mehr, was sie einmal war: 40 000 Franken aus seiner Wahlkampfkasse, die er spenden wollte, hat der einstige Spitzenkandidat der St. Galler BDP der Stiftung «Pizol mit Herz» bezahlt (*Weltwoche* Nr. 16.12). Nun hat der Unternehmer aus Walenstadt SG weitere Schulden beglichen. Um einen kritischen Artikel zu unterbinden, hatte Gehrig im Herbst eine superprovisorische Verfügung gegen die *Weltwoche* erwirkt. Der richterliche Befehl kam zu spät, die mutmasslich kriminellen Handlungen des BDPLers wurden publik. Nachträglich wies das Kreisgericht Werdenberg-Sarganserland Gehrigs Zensurbegehren ab. Das Gericht forderte von ihm 800 Franken Entscheidegebühr und sprach der *Weltwoche* eine Parteienentschädigung zu. Die letzte Mahnung hat gewirkt, die Fr. 2808.55 sind eingetroffen. (*cal*)

Das «Spiel über die Bande» ist in der EU beliebt: Scheitert ein Minister mit einem Regu-



Steilpass über die Bande: SP-Präsident Levrat.

lierungsvorhaben an der Innenpolitik, regt er halt die EU-Kommission an, das gleiche Vorhaben auf EU-Ebene und somit auch für sein Land umzusetzen. Nicht sehr demokratisch zwar, aber äusserst zielführend. SP-Präsident **Christian Levrat** steht solchem Gebaren in nichts nach: Obwohl eine Volksmehrheit hinter dem Bankgeheimnis steht, spielt der EU-Turbo via Sonntagsmedien Brüssel einen Steilpass zu, indem er den automatischen Informationsaustausch für die Schweiz fordert. Die Hoffnung: Die Europäische Union versteht das Signal, verstärkt den Druck, Bundesbern knickt wie gewohnt ein, und das von den Linken in neuerer Zeit verteilte Bankgeheimnis ist endgültig Geschichte. Nicht sehr demokratisch zwar, aber ... man wird sehen. (*sb*)

Die Grünliberalen heuern neuerdings Journalisten an, um der harzenden Volksinitiative «Energie- statt Mehrwertsteuer» auf die Sprünge zu helfen. Die *Weltwoche* erhielt einen Brief, unterschrieben von Parteipräsident **Martin Bäumle** (ZH) und Nationalrat **Roland Fischer** (LU), in dem sie ein Sammelsalär in Aussicht stellten: «Wollen auch Sie von den CHF 2.– profitieren, die wir pro beglaubigte Unterschrift auszahlen?» Dass die GLP Hilfe bei den Medienschaffenden sucht, zeugt von einer klugen Strategie. Gemäss einer Untersuchung wählen 21,9 Prozent der Deutschschweizer Journalisten grünliberal. Eine Anfrage bei GLP-Generalsekretärin **Sandra Gurtner-Oesch** ergibt denn auch, dass bereits Journalisten auf Unterschriftenjagd gegangen sind. «Sie wären nicht der erste», sagt sie. (*kk*)



Jäger sucht Sammler: GLP-Präsident Bäumle.

Nachruf



Opfer oder Täter? al-Megrahi, 1992.

Abdelbaset Ali al-Megrahi (1952–2012) — Soll man einem Menschen nachtrauern, der 270 Menschenleben auf dem Gewissen hat? Im Jahre 1988, kurz vor Weihnachten, war der Libyer Abdelbaset Ali al-Megrahi verantwortlich für die Bombe, die an Bord der Pan-Am-Maschine (Pan-Am-Flug 103) geschmuggelt worden war, die von London nach New York fliegen sollte. So lautete das Urteil der Richter. Die Bombe explodierte über dem schottischen Lockerbie, um sieben Uhr abends. 259 Menschen an Bord und 11 Einwohner von Lockerbie wurden getötet, als der Feuerball am Boden aufprallte. Dreizehn Jahre später wurde Megrahi zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Jetzt ist Megrahi tot. Prostatakrebs. Er starb, 60-jährig, im Kreise seiner Familie in Tripolis – tausend Tage nachdem ihm die Ärzte eine Lebenszeit von bloss drei Monaten eingeräumt hatten. Wegen der ungünstigen Prognose war er auf Weisung des schottischen Justizministers vorzeitig entlassen worden. Zu Hause in Libyen wurde der Massenmörder wie ein Held empfangen.

Vielleicht war Megrahi nicht Täter, sondern Opfer des libyschen Diktators Gaddafi. Gaddafi hatte ein Interesse daran, dem Westen einen Täter für Lockerbie auszuliefern. Danach, vermutete er richtig, würde Amerika die Sanktionen gegen sein Land einstellen. Das Gericht konnte sich bloss auf Indizien und auf ein paar zweifelhafte Zeugen stützen. Nur Allah könne wissen, sagte kurz vor der Beerdigung ein Nachbar, ob Megrahi schuldig oder unschuldig sei. Die Wahrheit hat er mit sich ins Grab genommen. *Pierre Heumann*

Der Klon, der aus der Kälte kam

Von Julian Schütt — Facebook unternimmt alles, um uninteressant zu werden. Den Rest besorgt die Konkurrenz. Besonders die russische Alternative VKontakte hat Trümpfe zu bieten, die das soziale Netzwerk auch im Westen attraktiv machen.



Beträchtlicher Abnutzungseffekt: Facebook-Unternehmer Zuckerberg.

Piratenrepublik: V-Kontakte-Gründer Durow.

Es gibt viele Gründe, mit Facebook Schluss zu machen. Den triftigsten hat das Unternehmen mit dem Börsengang selbst geliefert. Die Investoren werden sich nicht länger mit einem fiktiven Wert zufriedengeben. Sie wollen, dass echtes Geld in ihre Taschen zurückfließt. Facebook steht nun unter Druck, nicht nur ein Netzwerk für Kommunikation zu bleiben, sondern sich zu einer Plattform für Konsum und Kommerz zu wandeln. Anzeigen werden rasant zunehmen. Die persönlichen, kulturellen, politischen Informationen und Datenspuren, die wir als Nutzer gratis liefern, werden künftig viel umfassender vermarktet. Wer einigermaßen bei Trost ist, gibt kaum mehr Privates preis.

Ob sich die «radikale Transparenz» also erfüllt, von der Facebook-Gründer Mark Zuckerberg träumt, ist zweifelhaft. Gerade die kreativsten Köpfe sind schon heute geizig: Ihre Facebook-Aktivitäten beschränken sich da-

rauf, neueste Vernissagen, Podiumsdiskussionen, Buchveröffentlichungen oder Blogs anzukünden. Doch es gibt nichts Langweiligeres als «Freunde», die dauernd Werbung in eigener Sache machen.

Nützliche Idioten in Facebookistan

In seinen guten Anfängen hat das Netzwerk uns mit Leuten zusammengeführt, die wir völlig aus den Augen verloren haben. Typen, die wir für verbiestert hielten, verschickten plötzlich nette Geburtstagsgrüße. Selbst einstige Kämpfer wider den Fichen- und Schnüffelstaat konvertierten zu glühenden Facebook-Usern und stellten ihr politisch und menschlich Innerstes online. Nicht dass gleich eine demokratischere Epoche anbrach, aber die Hoffnung war schon da, dass Facebook zu etwas mehr sozialer, kultureller und vielleicht sogar politischer Offenheit und Gelassenheit

beitrage. Am hoffnungsvollsten war man nach den Umstürzen in Tunesien und Ägypten. Nicht zuletzt dank Facebook – zusammen mit dem Nachrichtendienst Twitter – konnten sich die Oppositionen organisieren.

Nach dem missglückten Börsengang muss sich das Netzwerk aber vor allem für die eigene Macht und den Umsatz interessieren. Rund eine Milliarde Facebook-User gibt es inzwischen, ein Siebtel der Weltbevölkerung. Aus diesem riesigen Kontinent, Facebookistan genannt, soll nun in grossem Stil Kapital geschlagen werden: indem man die Nutzer klein macht, letztlich zu nützlichen Idioten, zu entmündigten Konsumenten, deren Vorlieben man sammelt, um ihnen dann zu sagen, was für sie das Beste ist. Aus Facebook wird auch Facecook: Das Netzwerk köchelt immer mehr den Saft, in welchem wir dann alle schmoren sollen.

Ursprünglich faszinierte uns Facebook gerade deshalb, weil man aus der eigenen Haut fahren, über den eigenen Schatten springen, mit eigenen Neuinszenierungen liebäugeln konnte. Diese Anfangseuphorie ist weg. Überraschungsmomente erleben wir immer seltener. Jeder schafft sich sein persönliches Facebook. Der Abnutzungseffekt ist beträchtlich wie bei jedem Mainstream-Song, der uns erst umhaut und als bald anödet. Dann lassen wir ihn hinter uns. Zwar läuft er uns noch eine Zeitlang nach, aber das legt sich. Es kommen neue Songs mit stärkerer Sogwirkung. So ist es auch mit Facebook.

Die Schuld, weshalb der Börsengang von Facebook spektakulär misslang, liegt folglich nicht nur beim Börsenbetreiber Nasdaq oder bei der in diesem Deal führenden Investmentbank Morgan Stanley, die ein Schlamassel anrichteten. Es liegt an Facebook selber. Das Netzwerk ist trotz seiner Grösse, die in mancher Hinsicht eine aufgeblasene Grösse ist, nicht mächtig genug, um in allen Weltteilen Marktleader zu sein. Andere soziale Netzwerke wurden in jüngster Zeit populär und nehmen Facebook potenzielle Nutzer weg: Mixi in Japan, Cyworld in Korea, Orkut in Brasilien und Indien, Renren, Sina, Tencent in China.

Und da ist VKontakte in Russland. Der Facebook-Klon, der aus der Kälte kam. 2006, nur zwei Jahre nach Facebook, vom zwanzigjährigen Pawel Durow gegründet. Alles wurde zunächst vom grossen amerikanischen Bruder, der in Russland nicht präsent war, abgekupfert, selbst die Farbgebung beim Logo. Lange war VKontakte nur in Russland, der Ukraine, Weissrussland und in den anderen GUS-Staaten verbreitet, doch seit Anfang dieses Jahres ist das Netzwerk auf die internationale Domain vk.com umgezogen und will im Westen vermehrt Präsenz markieren.

120 Millionen User hat VKontakte inzwischen, Pawel Durow spricht selbstbewusst davon, sein Netzwerk sei «das grösste in Europa». Und es gibt noch viel Luft nach oben: Nirgends in Europa sind mehr Leute online als in Russland (54 Millionen), doch es gibt insgesamt 143 Millionen russische Einwohner, und nirgends wächst die Online-Bevölkerung stärker. Man kann VKontakte nun in siebzig Sprachen nutzen, natürlich auch Deutsch, Französisch oder Italienisch. Die Rätoromanen müssen sich noch etwas gedulden. Dafür gibt es für ewiggestrige Russen die Möglichkeit, in «sowjetischer» Sprache zu kommunizieren.

Pawel Durow sagt es zwar nicht explizit, aber die Internationalisierung verhilft VKontakte zu mehr Unabhängigkeit. Die braucht das soziale Netzwerk, erst recht seit Putin wieder russischer Präsident ist. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Medwedew hat Putin ein gespanntes Verhältnis zum Internet, das er stärker kontrollieren will. Obwohl Mitglied von VKontakte, loggt er sich oft tagelang nicht ein, während Medwedew fast stündlich online ist. Putin-Kri-

tiker befürchten, der Präsident werde vermehrt Druck auf das Netzwerk ausüben. Schon vor seiner Wahl versuchte der Geheimdienst FSB, VKontakte zu überwachen, zuletzt im Dezember 2011, als man den Besitzer Durow aufforderte, alle Communitys zu schliessen, die sich mit dem Bürgerrechtler und Star-Blogger Alexei Nawalny solidarisierten. Als Nawalny zwischenzeitlich inhaftiert wurde, wuchs die Anzahl der Mitglieder seiner VKontakte-Gruppe rasant an. Pawel Durow, der sich als «libertarian», also freiheitlich bezeichnet, antwortete dem FSB, er schliesse grundsätzlich keine Communitys. Aus «technischen Gründen» verschwand Nawalyns Gruppe allerdings trotzdem kurze Zeit vom Radar.

Regierungsgegner stempeln VKontakte gerne zur Plattform für politisch unbedarfte Landeier. Das Klischee stimmt so längst nicht mehr. Während des Wahlkampfes um das Präsidentenamt wucherten in VKontakte Kommentare und Karikaturen gegen Putins Machtapparat. Es gibt diverse Communitys, die Korruption, Lügenge-

Putin loggt sich oft tagelang nicht ein, während Medwedew fast stündlich online ist.

spinste und mafiose Strukturen in der russischen Politik und Gesellschaft brandmarken. Aber natürlich wenden sich die meisten User auch gern wieder von der Politik ab, nutzen VKontakte zum Flirten und für die tägliche Dosis Herzschmerz. Das ist auf Facebook nicht anders.

Alle grossen sozialen Netzwerke züchten zerstreungssüchtige und vergessliche User heran, denen schöne Privatessen und banale Vergnügungen am nächsten sind. Und autoritären Staaten wie Russland kommt ein Internet entgegen, das die Nutzer mit Unterhal-

tung und Harmlosigkeiten des Alltäglichen stilllegt und das Interesse an Politik erstickt. So ist es nicht erstaunlich, dass selbst pornografische Inhalte frei zugänglich sind.

Ein Abend mit Scarlett Johansson

Was aber macht VKontakte attraktiv, auch für Leute in Westeuropa, die kein Russisch sprechen und keinen Porno suchen? Das Netzwerk ist eine einzigartige Piratenrepublik. Alles lässt sich spielend leicht und gratis und integral herunterladen: neue Blockbuster, Musikalben, Kunstfotos oder Spiele. Einen Abend lang Filme mit Johnny Depp oder Scarlett Johansson geniessen? Kein Problem. Man kann sogar wählerisch sein und nur Kopien von hoher Bildqualität suchen. Wer will, kann seine Lieblingsfilme abspeichern und so eine Videothek anlegen.

Mit der Zeit hat man die Qual der Wahl. Also tritt man einer der vielen Communitys bei, die einem täglich mehrere Filme offerieren, selbstverständlich kostenlos. Manche Communitys sind auf amerikanisches und europäisches Kino spezialisiert. Wer grundsätzlich nur Filme in deutscher Sprache sehen möchte, findet auch da eine Gruppe, die ihm das Gewünschte liefert. Ebenso in der Musik: Hier gibt es Communitys für alle Richtungen: Deep House, Barock, alter Jazz oder bunt gemischt.

Ist das alles korrekt und legal? Russland kennt zwar ein Urheberrecht, doch scheint dieses bloss da zu sein, um ausgehebelt zu werden. Solange man die Songs nur konsumiert, macht man sich auch in der Schweiz nicht strafbar. Und selbst wenn man den sehr legeren Umgang mit geistigem Eigentum beklagt, kann man festhalten, dass erstaunlich viele Nutzer sich wenigstens täglich mit hochwertiger Kultur eindecken. Das mag zum Schaden der Unterhaltungsmultis und der Künstler sein. Zum Schaden der Menschheit ist es sicher nicht. ○

SIND SIE WAKUDOKI? Frage 1

Am gut sichtbaren Steilhang zum angesagtesten Bergrestaurant des Skigebiets versuchen Sie sich an Ihren elegantesten Schwüngen. Leider mit wenig Voraussicht. So fahren Sie unsanft und ziemlich lautstark in die dort in Reih und Glied platzierten Skis. **Ihre Reaktion?**

Ich hole zu einer **tiefen Verbeugung** aus und ermuntere die umstehenden Gäste zu Applaus. So ein Kunststück gelingt mir schliesslich nicht alle Tage.

Ich **bleibe liegen** und bewege mich nicht.

Ich stehe auf, fahre beschämt weiter und kaufe mir sofort einen **neuen Skianzug**, um nicht wiedererkannt zu werden.

Ich schaue in die amüsierten oder verärgerten Gesichter und rufe laut: «**Wer will neue Skis?** Meine Haftpflichtversicherung zahlt!»

Testen Sie sich und gewinnen Sie attraktive Sofortpreise auf: **wakudoki.ch**

Oh, Germania!

Von Henryk M. Broder — Es gibt Dinge, die verzeihen die Deutschen den Israelis nie.



Siebzig Prozent der Deutschen sind der Ansicht, dass Israel seine Interessen ohne Rücksicht auf andere Völker verfolgt. Sechzig Prozent sagen, Deutschland habe keine besondere Verpflichtung gegenüber Israel. 59 Prozent bezeichnen Israel als «aggressiv», nur 36 Prozent finden Israel «sympathisch», 13 Prozent sprechen dem Judenstaat das Existenzrecht ab.

Das ist der aktuelle Stand der deutsch-israelischen Beziehungen, wenn man einer Umfrage glauben darf, die der *Stern* am Vorabend der Israel-Reise des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck durchführen liess. Dennoch will Gauck mit seinem Besuch «ein Zeichen der Solidarität mit Israel in schweren Zeiten setzen», seine Botschaft lautet: «Wir Deutsche stehen an eurer Seite...»

Gauck, dessen Wahl zum Bundespräsidenten von einer grossen Mehrheit der Deutschen begrüsst wurde, ist ein aufrechter Protestant, kein Taktiker, kein Opportunist. Ein Pastor, den es in die Politik verschlagen hat. Nach Christian Wulff wollten die Deutschen einen Präsidenten haben, zu dem sie hinaufschauen, den sie als moralische Instanz akzeptieren können, der ihnen sagt, wo das Gute aufhört und das Böse beginnt. Wenn er allerdings erklärt: «Wir Deutsche» stünden an Israels Seite, dann spricht er nur für sich und für eine Minderheit der Deutschen.

«Wir Deutsche» nämlich können uns vieles vorstellen, nur nicht, dass die Bundesrepublik Israel im Falle eines Falles zu Hilfe kommt, schon gar nicht militärisch. Grass hat mit seinem «israelkritischen» Gedicht «Was gesagt werden muss» die Vox populi verlässlich artikuliert. Für die meisten Deutschen ist Israel der ewige Störfaktor, eine Gefahr für den Weltfrieden. Die Art, wie Israel die Palästinenser «behandelt», erinnert sie daran, wie die Juden von den Nazis «sonderbehandelt» wurden.

Umgekehrt klingt die Musik ganz anders. Die Israelis lieben «Germania». Sagt man einem Israeli, man komme aus der deutschen Hauptstadt, bekommt er glänzende Augen. Er war schon da oder will unbedingt hin. Berlin steht für vieles, nur nicht für das Dritte Reich. Die Israelis haben den Deutschen ihre Sünden längst vergeben, die Deutschen aber nehmen den Juden noch immer übel, was sie ihnen angetan haben.

Wachstum auf Knopfdruck

Von Silvio Borner — Die Grossen der Weltpolitik wollen in neuer Harmonie das Wachstum ankurbeln mit Geld, das sie nicht haben. Sie könnten von der Schweiz noch etwas lernen.

Endlich harmonieren die Grossen der Weltpolitik wieder. Obama lobt die europäische Wende hin zu einer expansiven Wirtschaftspolitik nach dem Vorbild Amerikas. Die G-8 betrachtet jetzt die Sanierung der Staatsfinanzen und die Förderung von Wachstum als gleichwertige Ziele, ohne sich um die daraus entstehenden Probleme zu scheren. Der neue französische Präsident hat der deutschen Kanzlerin das Zugeständnis abgerungen, dem hartherzigen Stabilitätspakt einen mediterranen Wachstumspakt nachzuschieben. Und dies, obschon der erste Stabilitätspakt sowohl von Frankreich wie auch von Deutschland krass missachtet worden ist.

Nachdem rote Ideologen und grüne Idealisten jahrelang das Ende des ökologisch und sozial zerstörerischen Wirtschaftswachstums gefordert haben, soll jetzt also wieder wirtschaftlich gewachsen werden. Der einfache Grund liegt darin, dass die Schuldenquote als Anteil der Staatsschulden am Bruttoinlandprodukt (BIP) ein Quotient ist. Wächst das BIP im Nenner gar nicht mehr oder nimmt es gar ab, so steigt die Schuldenquote. Japan oder Griechenland können ein Lied davon singen.

Nur kann das Wachstum herbeigewünscht werden, aber stattfinden tut es deswegen noch lange nicht – im Gegenteil. Die Wissenschaft ist sich über den Keynesianismus längst so weit im Klaren, dass sie weiss: Das Anwerfen der Geldpumpe oder neue Anschubausgaben sind in der gegenwärtigen Ausgangslage wirkungslos, ja kontraproduktiv. Der simpelste Grund dafür ist, dass praktisch alle Länder auf einem Schuldenberg angelangt sind, dessen Höhe der Privatwirtschaft schon auf dem jetzigen Niveau die Luft wegnimmt und wachstumshemmend wirkt. Es fehlt also der Spielraum für Steuerensenkungen bzw. Ausgabenerhöhungen. Versucht man es trotzdem, verschreckt man die Konsumenten, Investoren und – dies vor allem – die Kapitalgeber. Die Euro-Illusionen sind verfliegen, so dass gerade in Europa die Finanzmärkte die Kreditrisiken wieder national abstrafen und verschwenderische Exzesse abstrafen.

Eine andere Relation wird deshalb entscheidend: die Höhe der Schuldzinsen im Vergleich zur Wachstumsrate der Wirtschaft. Da gerade die am stärksten gebeutelten Länder bereits heute bei über fünf Prozent angekommen sind

und ein Negativwachstum aufweisen, wird ihre laufende Zahlungsunfähigkeit immer mehr in Frage gestellt. Dies treibt die Zinsen noch weiter nach oben und macht einerseits die Schuldenlast noch schwerer und die Wachstumserwartungen noch geringer. Wer will hier noch produktiv investieren? Oder wie will Monsieur Hollande seine expansiven Impulse denn finanzieren?

Der starke Franken ist ein Segen

Wenn wir in der Schweiz in den letzten zehn Jahren wieder ein höheres Wachstum vorlegen konnten, so wegen der Schuldenbremse, die selbst in der Rezession dem Interventionismus der Politiker widerstanden hat. Ein Beschleuniger für Produktivitätsfortschritte durch Rationalisierung und Strukturwandel ist zudem die Frankenaufwertung, die den internationalisierten Sektor unserer Wirtschaft permanent unter Druck setzt. Das tut oft weh, ist

aber heilsam und schützt vor allzu dummen Experimenten der Politik. Die Verbände und Interessenorganisationen der international tätigen Wirtschaft wissen, dass sowohl Schuldenbremse wie Aufwertungsdruck schwer auszuhebeln sind. Sie stellen daher schon gar keine masslosen Forderungen, wobei der sogenannte Wirtschaftsminister leider von



sich aus die Fenster zum Geldhinauswerfen weit öffnet.

Dass unsere Wirtschaftspolitik Mass gehalten hat, verdanken wir auch zu einem grossen Teil Aymo Brunetti, dem neuernannten Professor aus Bern. Seine grosse Leistung in der Wachstumspolitik hat zwei Seiten: Zum einen hat er unspektakulär, aber konsistent viele kleine Schritte initiiert (oder von andern initiieren lassen), welche die Innovationskraft stärken und den Strukturwandel beschleunigen. Seine wahre Leistung besteht aber darin, was er alles an blindem oder (schlimmer noch) gezieltem Interventionismus verhindert hat. Als Chefökonom des Bundes hatte er die undankbare Aufgabe, die von Sonderinteressen, medialer Hektik oder wahlpolitischem Aktivismus getriebenen Eingriffe abzublocken oder zumindest abzufedern. Seinem Nachfolger ist dieselbe Gelassenheit und Unabhängigkeit zu wünschen. Dessen nüchterner Bericht über die Beurteilung der Konjunkturpolitik in der letzten Krise ist mehr als ein Hoffnungsschimmer.

Bin Laden im US-Wahlkampf

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Obama präsentiert sich mit Hilfe Hollywoods als harter Kerl: Er habe den Al-Qaida-Führer besiegt. Die Bilanz seiner Aussenpolitik ist weniger heldenhaft.



Im US-Wahlkampf spielt die Aussenpolitik eine wichtige Rolle – oder doch wenigstens das, was die Politiker und die Medien als solche hinstellen. Barack Obama wurde als Gegenentwurf zu George W. Bush und

zu dem alten Kämpen John McCain gewählt. Doch als grösste Errungenschaft hämmert der Wahlkämpfer Obama den Wählern immer wieder ein: Ich bin der harte Kerl, der Osama Bin Laden zur Strecke gebracht hat.

Dafür spannt Obama auch Hollywood ein, wo an einem Film über den Raid in Abbottabad gearbeitet wird. Der Präsident braucht das Geld der Filmmagnaten, mehr noch, er braucht Hollywood, um sein etwas brüchiges Image als *tough guy* aufzupolieren. Zu diesem Zweck trafen sich Pentagon-Beamte mit der Filmregisseurin Kathryn Bigelow und dem Produzenten Mark Boal und boten ihnen ein Interview mit dem Planungschef der Navy Seals an, die den Handstreich in Pakistan ausgeführt hatten. Ein neuer Action-Thriller im Oktober sollte rechtzeitig vor der Wahlentscheidung die Gemüter auf Obama einstimmen.

Dass die Öffentlichkeit von diesem Treffen überhaupt erfuhr, war einem Gerichtsverfahren zu verdanken, das die konservative Pressure-Group Judicial Watch angestrengt hatte. Die Administration Obama wurde auf diese Weise gezwungen, ein Wortprotokoll des Treffens zu veröffentlichen. Und in diesem lässt sich nachlesen, dass ein höherer Pentagon-Beamter den Namen des Planungschefs den Hollywood-Grössen mitgeteilt hatte.

Prahrende Präsidenten sind nichts Neues

Das ist oder wäre eine Verletzung der Geheimhaltungsvorschriften, denn die Anonymität der Seals ist höchstes Gebot. Der Kongress untersucht nun diesen Aspekt der Geschichte. Als Folge des Intermezzos wurde die Premiere des Films auf den Dezember verschoben. Wahntag ist am 6. November.

Relativierungen sind angebracht. Das amerikanische Militär arbeitet regelmässig mit Filmproduzenten zusammen, weil die Propaganda ein wesentlicher Teil der Sicherheitspolitik ist. Auch dass Präsidenten im Wahlkampf mit ihren Errungenschaften prahlen,

ist nicht neu, sondern eine Konstante in der amerikanischen Politik. Obama befindet sich historisch in bester Gesellschaft. Sein intensiver Einsatz von Drohnen im pakistanischen Grenzgebiet, im Jemen und anderswo, wo der einst verabscheute Krieg gegen den Terrorismus mehr denn je stattfindet, eignet sich weniger dazu, den Kandidaten ins beste Licht zu rücken.

Das Problem liegt woanders. Die Ironie der Geschichte ist klar: Bush und McCain würden wie Obama handeln. Nicht nur harrt Guantanamo der Schliessung, auch sonst führt Obama vieles von Bushs Anti-Terror-Politik weiter, als ob es keinen Wahlkampf 2008 gegeben hätte. Seine Ausrede, die Republikaner seien dafür verantwortlich, verfängt nicht. Gegen Ende einer vierjährigen Amtszeit wird jeder Präsident politisch dafür verantwortlich gemacht, was in dieser Zeit passiert ist.

Den pakistanischen Präsidenten Zardari hatte Obama in Chicago kühl behandelt. Wenig später wurde bekannt, dass der Arzt Schakil Afridi, der die CIA zum Versteck Bin Ladens in Abbottabad geführt hatte, zu einer Gefängnisstrafe von 33 Jahren verurteilt worden war. Die Amerikaner hatten nichts unternommen, um Afridi rechtzeitig aus Pakistan herauszuschmuggeln. Die Empörung darüber in Amerika kratzt an Obamas Image des entschlossfreudigen Action-Helden.

Die relevante Kritik an Obamas Aussenpolitik ist indes nicht der republikanische Vorwurf, er sei schwach. Sie setzt dort ein, wo die imposanten Wahlkampfversprechen 2008 mit der heutigen Lage verglichen werden.

Obama wollte als «transformativer» Präsident in die Geschichte eingehen, als einer, der die Dinge grundlegend verändert. Er wolle die iranische Nuklearfrage mit Dialog beantworten und entschärfen, zwischen Israel und den Palästinensern Frieden stiften, das Bild Amerikas in der muslimischen Welt aufhellen, die Beziehungen zu Russland und China dramatisch verbessern, die Welt in der Klimapolitik und bei Handelsfragen auf einen neuen Pfad bringen. Die «Flutwelle des Krieges» sollte zurückweichen, wie sich Obama noch heute ausdrückt.

Im Kontrast zur öffentlichen Wut

Die Annäherung an den Iran fand nicht statt, die Gefahr eines bewaffneten Konflikts ist gestiegen. Israel und Palästina sind nicht weitergekommen. Die Muslime haben, im Vergleich zu Bushs letztem Amtsjahr, eine schlechtere Meinung von Amerika – gemessen an Umfragen in der Türkei, Ägypten und Pakistan. Pakistan kippt weg von Amerika und sucht Halt in China. Die Taliban warten auf Obamas Abzug. Der Reset mit Russland liegt im Argen. Klima und Handel – darüber ist es still geworden.

Im Kontrast zur öffentlichen Wut und Enttäuschung über dies und das ist Aussenpolitik selten spektakulär, sondern wirkt subkutan und ist schwierig messbar. Die Folgen zeigen sich oft erst dann, wenn die grosssprecherischen Propheten in Pension gehen und die Ursachen der allgemeinen Aufregung längst vergessen sind.



Action-Held: Wahlkämpfer Obama.

Politische Speerwerfer aus dem Wallis

Von Christoph Mörgeli

Die brutalsten politischen Scharfschützen wildern im Wallis. Einst schossen die dortigen Christdemokraten auf die aufkommenden Freisinnigen. Dann schossen Christdemokraten und Freisinnige vereint gegen die aufkommende SP. Und heute schiessen CVP, FDP und SP vereint gegen die aufkommende SVP. Lebensgrundlage des Wallis bilden Landwirtschaft, Militär und Tourismus. Bei Landwirtschaft und Militär kann man der SVP nichts vorwerfen. Darum versucht man es beim Tourismus. Legendär bleibt die Amtsgeheimnisverletzung von Raphaël Saborit (FDP), dem persönlichen Mitarbeiter von Bundesrat Couchepin: Er leitete den Antrag von SVP-Bundesrat Blocher auf Festsetzung eines Tourismus-Frankens unverzüglich ins Wallis weiter.

Der Walliser Tourismusdirektor Urs Zenhäusern von der Christlichsozialen Partei (CSP) möchte gern Berufspolitiker werden. Die Unterstützung der andern Parteien findet er am einfachsten, wenn er auf die SVP losdrischt. Zenhäusern nahm eine Äusserung über die Germanisierung der Schweiz von SVP-Nationalrätin Natalie Rickli zum Anlass, einen «offenen Brief» zu verfassen. Wobei die Begriffe «Walliser CSP» und «offen» einen Widerspruch in sich selbst bedeuten. Zenhäusern jammerte über «etwa zehn E-Mails» von verärgerten deutschen Feriengästen. Und klagte über «politische Speerwürfe».

Der einzige politische Speerwerfer in diesem Zusammenhang heisst Urs Zenhäusern. Nur warf er seinen Speer so kurz, dass er im eigenen Fuss stecken blieb. Ginge es ihm wirklich um die Förderung des Tourismus, hätte er die Bagatelle nicht dermassen aufgeblasen. Doch der wahre Grund, weshalb die Deutschen heute wegbleiben, ist nicht Natalie Rickli. Sondern der schwelende Steuerstreit.

Die vielen Deutschen mit hiesigem Bankkonto würden momentan eher Urlaub auf dem Mars verbringen als in der Schweiz. Sie fürchten die misstrauischen Steuerfahnder genauso wie die geschwätzigen Nachbarn. Der durchschnittliche deutsche Steuerflüchtling ist nicht milliardenschwerer Grosskapitalist. Sondern typischer Mittelständler, etwa Kleinunternehmer, Ingenieur, Architekt, Arzt. Kurz: der Leistungsträger des deutschen Wohlstandes. Schuld am Ausbleiben deutscher Touristen tragen keine SVP-Nationalräte. Sondern jene Verantwortungsträger, die unser Bankgeheimnis verraten und Rechtsunsicherheit säen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Stolz auf mickriges Wachstum

Von Peter Bodenmann — Zwischen 2002 und 2011 überholte Deutschland die Schweiz beim Pro-Kopf-Einkommen.



Mehr Angst vor Impfungen als vor zu teuren BMWs: Bundesrätin Sommaruga.

In Deutschland gibt es Regionen, die boomen. Und andere, die sich entvölkern. Die Schweiz ist nur auf den ersten Blick eine Boomregion innerhalb des deutschsprachigen Europas.

In den letzten zehn Jahren nahm das Bruttoinlandprodukt pro Kopf – und nur darauf kommt es an – in Deutschland um 11,2 Prozent zu. In der Schweiz nur um mickrige 8,8 Prozent. Ungleich verteilt wird es diesseits und jenseits des Rheins. Diese Zahlen hat der unverdächtige Professor Reiner Eichenberger aus Freiburg zusammengestellt.

Die OECD berechnet jährlich, wie viel Kaufkraft Haushalte im internationalen Vergleich haben. Das Ergebnis: Die Schweden, die Belgier und die Österreicher haben pro Haushalt gleich viel Kaufkraft wie die Schweizer. Wir sind nur Durchschnitt.

Die Schweiz kombiniert drei Dinge erfolgreich: hohe Einwanderung, mickriges Pro-Kopf-Wachstum und durchschnittliche EU-Kaufkraft pro Haushalt. Wer etwas gegen zu wenig Kaufkraft machen möchte, müsste wirtschaftspolitisch die Weichen neu stellen.

Weichenstellung 1 — Europäische Lebensmittelpreise erhöhen die Kaufkraft der Schweizer Haushalte massiv. Junge Bauern würden vermehrt auf dem Bau arbeiten und so die Einwanderung sanft bremsen. Die verbleibenden Bauern wären produktiver.

Weichenstellung 2 — Wir bezahlen dreissig Milliarden zu viel für importierte Produkte und Dienstleistungen. Der Fall BMW ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Das Schweizer Kartellrecht ist ein Witz, der Konsumentenschutz eine lahme Ente. Simonetta Sommaruga hat ihn erfolgreich und dauerhaft eingeschläfert. Die Bundesrätin hat mehr Angst vor Impfungen als vor zu teuren BMWs.

Weichenstellung 3 — Die Preise der Wohnungen explodieren. Bund, Kantone und Gemeinden müssten Bauernland günstig erwerben und dieses erst danach einzonen. Um es danach mit Genossenschaften zu verdichten und mit begrünten Plus-Energie-Häusern zu überbauen. Damit die Mieten nicht länger die steigenden Löhne auffressen.

Weichenstellung 4 — Die Schweiz braucht nicht mehr als vierzig Akutspitäler neuster Generation mit je fünfhundert Betten. Die Folgen: bessere Qualität, bessere Arbeitsbedingungen, tiefere Kosten und weniger deutsche Ärzte.

Die SVP ist strukturkonservativ. Die SP ebenfalls. Die Grünen und Grünliberalen erst recht. FDP und CVP haben Angst vor allen vier. Bestraft werden – wegen mangelnden Strukturwandeln – die Schweizerinnen und Schweizer: mickriges Wachstum. Zu wenig Kaufkraft. Zu hohe Mieten. Und fast alle sind stolz darauf.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Our twelve points go to ... Greece!

Von Kurt W. Zimmermann — Ich liebe den Eurovision Song Contest. Denn es geht ausschliesslich um die Gesangskunst.

Vergangenes Wochenende war ich in Aserbaidschan. Denn in Aserbaidschan fand der Eurovision Song Contest statt.

Natürlich fuhr ich aus rein künstlerischem Interesse hin. Ich wollte einen vertieften Einblick in das europäische Liederschaffen der Gegenwart gewinnen. Diesen Einblick gewinnt man in der Halle logischerweise viel besser als vor dem Bildschirm.

Am besten, dies vorweg, gefiel mir die Darbietung der Sängerin aus Griechenland. Sie hatte weitaus die längsten Beine.

Obwohl ich nur von künstlerischem Interesse getrieben war, geriet ich unversehens trotzdem ins Umfeld der Politik. In dem anschliessenden Länder-Voting nämlich bekam meine Sängerin aus Griechenland die Höchstzahl von zwölf Punkten aus dem befreundeten Zypern. Aus der verfeindeten Türkei bekam sie fast nichts.

Im selben Freund-Feind-Schema lief der ganze Abend ab, Russland bekam zwölf Punkte aus Weissrussland. Montenegro lieferte dasselbe an Serbien. Irland bekam nur aus England Unterstützung. Mazedonien bekam zweimal die Maximalpunktzahl, nämlich aus Bosnien und Serbien. Und Deutschland, wen wundert's, bekam keine einzige Stimme aus Griechenland.

Serbien und Bosnien, England und Irland, Türkei und Griechenland, Albanien und Mazedonien. Eigentlich müsste der Eurovision Song Contest fester Bestandteil des Geschichtsunterrichts sein. Er ist ein Spiegel der europäischen Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Lange zum Beispiel war Jugoslawien der einzige sozialistische Staat, der mitrallerte. Heute sind sechs Länder daraus geworden, die sich gegenseitig die Punkte zuschanzen.

1956 fand der Wettbewerb in Lugano erstmals statt, geboren als Idee in der neutralen Schweiz. Schnell schaffte es der Liederabend in den auserwählten Kreis von TV-Grossereignissen, die sich über Boykotte und Proteste als politische Bühne nutzen lassen. Neben dem Eurovision Song Contest kommt solche Ehre nur noch den Fussball-Endrunden und den Olympischen Spielen zu.

1969 zum Beispiel boykottierte Österreich den Anlass in Madrid, um gegen die Franco-Diktatur zu protestieren. Marokko war 1980 das einzige arabische Land, das jemals teilnahm, musste sich aber unter dem Druck der Nachbarn wieder zurückziehen, weil auch die Israelis mitmachen dürfen. In diesem Jahr blieb



Freund-Feind-Schema: die Griechin Eleftheriou.

Armenien fern, weil man mit Aserbaidschan in einem Grenzstreit in Bergkarabach liegt.

Zu allen Zeiten auch war der Contest ein perfektes Schaufenster für die Veranstaltungsländer. Auch diesmal reisten 2500 Journalisten in Aserbaidschans Hauptstadt Baku. Sie erlebten eine Stadt mit der weltweit höchsten Dichte an Shops von Armani, Dior, Versace, Gucci und Chanel. Allerdings standen die Läden leer, weil die führenden Clans des Ölstaates nicht gerade auf Shopping-Raubzügen waren. Auch den Zuschauern am Bildschirm wurde präsentiert, mit welcher enormen Investitionen hier ein Dubai en miniature entsteht.

Dass die Gegenseite die Bühne ebenso nutzte, war folgerichtig. Aserbaidschan ist alles andere als eine Demokratie. Die Proteste gegen die Missachtung von Menschenrechten und Medienfreiheit waren vor Ort zwar eher marginal. Es gab bewilligte Demonstrationen und, zum Glück für die Medien, auch eine kleine unbewilligte Demo, die von der Polizei aufgelöst wurde. Die Resonanz von CNN bis BBC war durchschlagend.

Zwei gute Nachrichten zum Schluss. Erstens: Schweden gewann. Nächstes Jahr in Stockholm sind kaum Boykotte und Proteste zu erwarten.

Zweitens: Für 2013 überlegt sich auch Liechtenstein eine Teilnahme. Dann bekommen wir vielleicht auch mal zwölf Punkte.

80,7 Millionen für das SRG-Kader

Von Julia Meier

SRG-Generaldirektor Roger de Weck inszeniert sich gern als Denker und moralisches Gewissen der Nation – mit internationaler Ausstrahlung. Sein Sendungsbewusstsein reicht bis nach Wien, wie jüngst sein Beratungsengagement für den ORF zeigte. Zu seinen Lieblingsthemen gehören die «Löhne in der Privatwirtschaft». In seinem Buch «Nach der Finanzkrise. Gibt es einen anderen Kapitalismus?» beklagt er, dass die «Gier» zum zentralen Antrieb des Kapitalismus geworden sei. Auch in den Redaktionen seines staatlichen Medienimperiums kommt offensichtlich niemand auf den Gedanken, dass die vermeintlich gierigen Manager in den kritisierten Unternehmen von freiwilligen Kunden und mehrheitlich freiwilligen Aktionären getragen werden. Die Informations-sendungen des Schweizer Fernsehens lassen keine Gelegenheit aus, über Managergehälter und Boni herzuziehen, als handle es sich bei der Lohnstruktur privater Unternehmungen um schreiendes Unrecht.



Wie sieht es im eigenen Hause aus? Kürzlich hat die SRG entschieden, die Gehälter ihrer Manager auszuweisen. Zu Recht, denn während die Kritik an Löhnen bei privaten Firmen zum Programm in Sendungen wie «10 vor 10» gehört, tappte der Gebührenzahler diesbezüglich beim grössten Schweizer Medienkonzern im Dunkeln.

Der Blick in den aktuellen Geschäftsbericht der SRG fördert Erstaunliches zutage – insbesondere für ein Unternehmen, das aus Zwangsbeiträgen finanziert wird und durch Verfassung, Gesetze und Verordnungen eine einmalige Monopolstellung besitzt. Das Kader der SRG verdient im Durchschnitt 173 881 Franken und liegt damit 51 460 Franken über dem Durchschnitt für Schweizer Kader, wie ihn das Bundesamt für Statistik ermittelt. Insgesamt kosten den Gebührenzahler die 464 SRG-Kaderlöhne 80,68 Millionen Franken. SRG-Generaldirektor de Weck lässt sich mit einem königlichen Salär von 543 000 Franken honorieren. Ein Bundesrat verdient «nur» 405 000 Schweizer Franken. Ein Geheimnis bleibt das Gehalt von SRF-Direktor Rudolf Matter. Dieses wird nicht ausgewiesen. Liegt es daran, dass Matters Lohn noch höher als der von Generaldirektor de Weck ist?

Leserbriefe

«Das alte Sprichwort stimmt: <Bei Windstille hat auch der Wetterhahn Charakter!>» *Gian-Marco Monti*



Glaube an die Gerechtigkeit: Bankier Konrad Hummler.

Schwache Regierung

Nr. 21 – «Allein gegen alle»; Philipp Gut über den Fall der Bank Wegelin

Wenn eine schwache Regierung ihre Arbeit nicht tut, sollten wir alle mit grossem Einsatz dafür einstehen, dass dem Einzelnen geholfen wird. Wichtig ist, dass man den Glauben an die Gerechtigkeit nicht verliert und auch dem Schwächsten hilft, bis er zu seinem Recht kommt. Das alte Sprichwort stimmt: «Bei Windstille hat auch der Wetterhahn Charakter!» Für Ihren Einsatz, Bankier Hummler beizustehen, danke ich Ihnen ganz herzlich.

Gian-Marco Monti, Buttisholz

Ich wollte, wir hätten Konrad Hummler und seinesgleichen im Bundesrat anstatt der sieben heimlichen Weicheier, die wir jetzt haben. Hummler könnten wir vertrauen.

Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz

Gott ist Energie

Nr. 21 – «Gottloses Europa»; Urs Gehriger über den Rückzug der Religion

Ich bin 76 Jahre alt und wurde römisch-katholisch erzogen, bin jedoch seit mehr als fünfzig Jahren konfessionslos. Seither haben mich Religionen immer beschäftigt. Durch mein naturwissenschaftliches Studium und meine Forschungstätigkeit bin ich zum Schluss gekommen, dass es keinen personifizierten Gott gibt. Das Göttliche ist Energie, die aus posi-

ven und negativen Kräften besteht und allgegenwärtig in jeder Materie vorhanden ist. Das ganze Weltall ist voller Materie und somit Energie, die in verschiedensten physikalischen Formen das Universum in Bewegung hält. Die Menschen dieser Erde sind in der Lage, diese energetischen Kräfte für alle möglichen Techniken auszunützen und auch zu missbrauchen. Was die Lebewesen betrifft, so ist jeder Organismus irgendwie ein Unikat und für sich selbst verantwortlich. Vor allem der Mensch sollte deshalb den Mut haben, einfach so zu handeln, dass es für ihn und seine Umgebung stimmt. Es gibt kein juristisches Gesetz, das Ordnung und Harmonie schafft, weil jede Situation anders ist. Dem müsste jedes Gericht Rechnung tragen, was nur mit gesundem Menschenverstand zu machen ist.

Johanna Haidvogel-Werder, Gelterkinden

Seit über dreissig Jahren verbringe ich jedes Jahr Ferien in Florida. Dabei ist mir aufgefallen, wie wichtig die Religion in den USA ist. Bei Nachtessen-Einladungen betet der Gastgeber oft, die Kirchen sind voll. Die Gemeinden machen viel zur Unterstützung der Armen, zur Ausbildung von Kindern und Erwachsenen und fördern den Zusammenhalt unter den Gläubigen. In den Gottesdiensten wird gesungen und musiziert, und die Predigten sind immer aufbauend. Statt «unser aller Schuld» wird die «Liebe und Gnade Gottes» hervorgehoben, und politische Stellungnahmen sind sehr selten. In der Schweiz hat die

Kirche seit Jahren viele sozialistische Gedanken unterstützt. Die Reformierten sind offen für alle Beziehungsabarten und unternehmen wenig, um die Institution der Ehe zu fördern. *Sebastian Schmid, Biel-Benken*

Kirchen ohne Jugend

Nr. 21 – «Christliche Wurzeln gehen verloren»; Kari Kälin im Gespräch mit Kardinal Kurt Koch

Kardinal Koch stellt zu Recht fest, dass der Glaube in den Familien an Stellenwert verloren hat und andere Dinge grösseres Gewicht eingenommen haben. Andererseits darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass in der katholischen Kirche die meisten Priester, Laientheologen und Religionspädagoginnen nicht in der Lage sind, einen Gottesdienst zu gestalten, der die Jungen anspricht. In der Vermittlung des Evangeliums an die Jungen sind andere Kirchen erfolgreicher. Die katholische Kirche täte gut daran, ihre Glaubensvermittlung an die Jugend zu hinterfragen, statt den Rückgang der Gläubigen ausschliesslich dem Zeitgeist zuzuschreiben.

Mauritius Bollier, Hedingen

Die Schweizer Gastfeindlichkeit

Nr. 21 – «Hoteliers, die es richtig machen»; René Lüchinger über Gastgeber, die handeln, statt zu jammern

Es wäre erfreulich, wenn noch ein paar Hoteliers mehr nicht resignierend die Schuld dem schwachen Euro geben, anstatt sich auf vergangene Qualitäten zu besinnen. Wenn wir uns nach dreissig Jahren regelmässiger Fünf-Sterne-Urlaube in der Schweiz überlegen, auf andere Länder auszuweichen, liegt es nicht an fehlenden Hokuspokus-Aktivitäten der Hotels oder dem Euro. Ausschlaggebend waren für uns immer unvergleichlicher Service, Qualität und Gastfreundschaft. Leider werden immer mehr Häuser von Managern geleitet, anstatt von Gastgebern geführt. Gastfreundschaft, Aufmerksamkeit und zuvorkommender Service werden ersetzt durch Pseudofreundlichkeit von schlecht geführtem und reduziertem Personal. Nachdem die Schweizer Ordnungsliebe durch eine überbordende Reglementierungswut abgelöst wurde, werden nun auch die Gäste selektioniert ... Fast leer stehende Grandhotels möchten zum Beispiel keine Raucher als Gäste (erwarten sie, dass man sich das Rauchen abgewöhnt, um hier seinen Urlaub zu verbringen?). Inzwischen sind das schon die Mehrzahl der Hotels in der Schweiz, die diesem dubiosen Trend folgen, keine Raucherzimmer anzubieten. Ich bin Raucher, meine Frau Nichtraucherin, damit stellen wir über fünfzig Prozent der Bevölkerung. Reist man mit Hund, so gibt es nicht nur immer neue Vorschriften, man bezahlt im Durchschnitt auch noch zirka 50 Franken pro Nacht (Aus-

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man ein Buch, nur weil es auf der Bestsellerliste steht, kaufen und dann nicht lesen?
David Hofstetter, Schernelz

Ja. Was Sie nicht dürfen, ist: einen Bestseller kaufen, nicht lesen und dann dennoch eine Meinung darüber absondern. Theoretisch. Praktisch tun das die meisten, die über In-Titel reden. Dafür stehen in der besten aller Welten drei Monate Zwangslektüre bei Kerzenlicht. In dieser Welt leben wir nicht. Trotzdem: Gönnen Sie sich lieber ein Buch, auf das Sie wirklich Lust haben. Oder bekennen Sie sich zu Ihrem inneren Ignoranten, verzichten Sie auf geistige Nahrung, und verlustieren Sie sich mit einer Cremeschnitte. *Sacha Verna*

land: zirka 10 bis 20 Euro). Wofür eigentlich? Dabei sind die Eidgenossen doch ein hundefreundliches Volk. Es ist schon nervig, die ständigen Ausreden und «Analysen» der Schweizer Touristikverbände und Hoteliers zu lesen.
R. Kaiser, München

Lieber «künstlich» gesund

Nr. 21 – «Elixiere des Teufels»;
Alex Reichmuth über Impfgegner

Die aktive Immunisierung gehört zu den grössten Errungenschaften der modernen Medizin. Es ist den Impfskeptikern gut bekannt, dass das Verhältnis zwischen den erwünschten positiven Auswirkungen der Impfungen einerseits und den Nebenwirkungen sowie Risiken andererseits, sehr günstig ist. Ich kann es mir kaum vorstellen, dass die Impfgegner die eindeutigen Argumente der führenden Immunologen und Infektologen zugunsten der Impfungen ignorieren und dass ihre negative Überzeugung nicht nur vorgetäuscht ist. Zum Glück entideologisieren die meisten Menschen die Medizin und wollen lieber «künstlich» gesund bleiben, als «natürlich» erkranken. *Dr. med. Andreas Petrin, Dietikon*

Weltwoche allgemein

Der Erfolg der *Weltwoche* und das Aussprechen wichtiger schweizerischer Probleme provozierten wiederholt hysterische Attacken von Politikern und im medialem Einheitsbrei gegen die *Weltwoche*, die in Klageandrohungen und der Bezeichnung als «neuer Stürmer», seitens einer deutschen Autorin, gipfelten. Dies scheint den Verleger so fest beeindruckt zu haben, dass nach einem Marienkäfertitelblatt genauso beschwichtigende wie faktenarme Artikel («Deutsche schlagen Schweizer»)

folgten. Im Artikel «Die ungeliebten «Jugos»» präsentiert der Autor Beispiele einer Handvoll gut integrierter Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien, was bei einer Bevölkerungsgruppe, die mittlerweile etwa fünf Prozent der schweizerischen Wohnbevölkerung darstellt, kein schlagzeilenwertes Novum, sondern schlicht und einfach eine Selbstverständlichkeit sein sollte. Massive, belegbare Probleme speziell mit dieser Migrantengruppe werden – ganz im Stil des massenmedialen Verständnisses von Political Correctness und politischem Mainstream – kleingeredet. Denn obwohl Migration, falls korrekt gesteuert, auch eine Bereicherung sein kann, befördert sich die Schweiz durch die politisch bewusst ungesteuerte und unkontrollierte Massenmigration ins gesellschaftliche, kulturelle und strukturelle Chaos.

Ich hoffe, die *Weltwoche* besinnt sich wieder auf die kritischen und klarsichtigen Artikel, deretwegen ich sie abonniert habe, und gibt damit der Diktatur von Medien und Politik wieder etwas Gegensteuer. Ich hoffe zudem, die *Weltwoche* nimmt die gehässigen Attacken ideologischer Fundamentalisten, die sich oft unter dem Kampfbegriff der Political Correctness verstecken, nicht weiter als Kritik, sondern als Lob entgegen, schliesslich ist es bekannt und vorhersehbar, dass unangenehme Tatsachen anecken.

Robert Forster, São Paulo (Brasilien)

Korrigenda

In der grafischen Darstellung der Lebensläufe von Schweizer Spitzenpolitikern (Ausgabe Nr. 20/12) war neben dem Namen von FDP-Parteipräsident Philipp Müller irrtümlich ein CVP-Logo abgebildet. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

SIND SIE WAKUDOKI?

Frage 2

Blind Date. Er geht auf die Toilette. Irgendwie kommt Ihnen die Person bekannt vor. Sie googeln seinen Namen: Hoppla, Ihr neuer Chef, der nächste Woche seine Stelle antreten wird. **Ihre Reaktion?**

Wow! Ich liebe **abenteuerliche Beziehungen.**

Ich bin plötzlich **sehr müde** und muss schnellst möglich nach Hause.

Ich kläre ihn auf und **lache herzlich** darüber.

Testen Sie sich und gewinnen Sie attraktive Sofortpreise auf: **wakudoki.ch**

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Die Schlacht ums Asylwesen

Ein Jahr nach Beginn der Flüchtlingswelle aus Nordafrika kommt es zur grossen Asyl-Debatte im Nationalrat. Mehr als vierzig Anträge – hauptsächlich von der SVP – werden behandelt. Gegner wie Befürworter bringen sich in Stellung. *Von Andreas Kunz*



«Abenteuermigranten»: junge Tunesier in Lampedusa.

Die Lager sind bezogen: Auf der einen Seite steht die SVP, sie hat Dutzende Anträge zur Asyl-Debatte eingereicht und kritisiert die Missstände, die Zunahme der Kriminalität, die langen Verfahren und explodierenden Kosten im Migrationswesen. Mit Heinz Brand, dem langjährigen Chef der kantonalen Fremdenpolizeien und heutigen Bündner Nationalrat, hat sie den wohl erfahrensten Fachmann auf ihrer Seite. Und mit Christoph Blocher einen ehemaligen Justizminister.

Ihnen gegenüber stehen die SP und die Grünen, sie sehen sich als Verteidiger der humanitären Tradition der Schweiz, wollen die Rechte der Asylanten sowie die Integrationsangebote bewahren und weiter ausbauen. Mit Balthasar Glättli (Grüne) haben sie einen engagierten und redegewandten Nationalrat auf ihrer Seite. Und mit Simonetta Sommaruga (SP) die amtierende Justizministerin.

In der Asyl-Debatte, die in der laufenden Sommersession programmiert ist, stehen sich zwei Lager gegenüber. Sie werden im Nationalrat über rekordverdächtige 41 Anträge, die meisten von der SVP eingereicht, abstimmen. Der Ausgang ist völlig offen. Stundenlange Rededuelle sind geplant, in denen sich die zwei Lager bekämpfen werden, mit Argumenten, aber auch mit ideologischen Verunglimpfungen wie «Gutmenschen» oder «Fremdenfeinde». Es wird zu einer der grössten Asyl-Schlachten kommen, die im Schweizer Parlament je gefochten worden sind.

Migration und Asyl sind ein Dauerbrenner in der Politik, doch seit vor etwas mehr als einem Jahr eine neue Flüchtlingswelle das Land erreicht hat, ist die Debatte laufend heisser, lauter und intensiver geworden – aber auch offener, ehrlicher und faktenreicher. Die 22 511 Asylgesuche allein 2011, eine Zunahme von 45



Jahrelange Erfahrung: Nationalrat Brand (SVP).



«Kompromisse»: Nationalrat Glättli (Grüne).

Prozent gegenüber dem Vorjahr, brachten die Mängel im Migrationswesen gnadenlos zum Vorschein. Die Politiker waren gezwungen, das heikle Thema aufzunehmen. Und auch die Medien begannen plötzlich, in der glamourfreien Zone zu recherchieren.

Frech und fordernd

Es ist viel passiert, seit der arabische Frühling die Diktaturen von Tunesien, Ägypten und Libyen weggefegt hat. Die anfänglich vorherrschende Euphorie darüber, überdeckte monatelang die Frage, warum ausgerechnet nun, da die Unrechtregimes gestürzt waren, Tausende Migranten verfolgt und bedroht sein sollten. Bald stellte sich heraus, dass ein Grossteil überhaupt nicht aus Nordafrika geflüchtet war, sondern zuvor jahrelang in Italien gelebt hatte und das allgemeine Chaos nutzte, um in der Schweiz Asyl und damit Geld und Für-

sorge zu beantragen. Die Zahl der Afrikaner stieg täglich, in Chiasso und anderen Empfangszentren bildeten sich Brennpunkte, schnell war an der Front klargeworden, dass viele Migranten nicht gerade anspruchslos und arbeitswillig einreisten, sondern frech und fordernd für Unruhe sorgten.

Die Kriminalität stieg rasant, bis heute ist in den Medien praktisch täglich von Übergriffen junger Tunesier zu lesen. Vor allem Autoaufbrüche und Diebstähle nahmen zu, Letztere um satte 16 Prozent innerhalb eines Jahres. Basel-Stadt verzeichnete eine Zunahme um 77 Prozent bei von Asylanten begangenen Straftaten, in St. Gallen erhöhte sich deren Zahl um 65 Prozent. «Ich habe bis dahin nie erlebt, dass sich der Zustrom einer Gruppe so schnell in der Statistik niederschlägt», sagte Karin Keller-Sutter (FDP), Präsidentin der Konferenz der Justiz- und Polizeidirektoren. «Manche glauben, sie könnten sich hier bedienen.»

«Keine Menschen in Not»

In den Dörfern der Asylunterkünfte bildeten sich Bürgerwehren und Komitees, und sprachen anfangs noch viele von Flüchtlingen, die Hilfe brauchten, setzten sich bald die Begriffe «Wirtschaftsmigranten» und «Kriminaltouristen» durch. Im linken Lager brach der Basler Ausländerexperte Thomas Kessler das Tabu, indem er die Nordafrikaner als «Abenteuermigranten» bezeichnete. «Mehr als 90 Prozent» seien «keine Menschen in Not», sagte Kessler. Nach Gesprächen mit der Grenz-wache, Beratungsstellen, Hilfswerken und dem Bundesamt für Migration (BfM) war für ihn klar: «Sie suchen im Gegensatz zu Arbeit-suchenden nicht klassische Lohnarbeit, sondern Gelegenheiten für Obdach, Essen, Geld, Partys mit Alkohol und Frauen – also uralte Motive der jungen Männer, wie sie aus der Geschichte bestens bekannt sind.»

Berufsbedingt von Träumereien verabschieden musste sich SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga, die sich stets engagiert zeigte, das Problem zu lösen – aber trotzdem kaum einen Schritt wagte, ohne gleichzeitig die Angebote für Rechtshilfe oder Integrationskurse auszubauen. Unter Druck fabrizierte sie einen Papiertiger nach dem anderen. Nur wenig blieb davon hängen, wie etwa ihr Bericht zu den Beschleunigungsmassnahmen im Asylwesen, der zeigte, dass ein durchschnittliches Verfahren 1400 Tage dauert.

Lieber verwalteten die Behörden das Problem mit einem milliardenschweren Budget, als es mit praktischen Verbesserungen zu lösen. Dann, im Februar dieses Jahres, blies die SVP zum Angriff. An einer Pressekonferenz stellte die Partei 45 Vorstösse vor, mit denen die Missstände behoben werden sollten. Die schiere Zahl der Eingaben stiess mancherorts auf Skepsis, doch bereits in der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats (SPK), wo

die Anträge vorbesprochen wurden, zeigte sich, dass sie nicht aus der Luft gegriffen waren, sondern auf der jahrelangen Erfahrung des ehemaligen Fremdenpolizeichfs Heinz Brand stammten.

Es wurde hart debattiert, sechs volle Sitzungstage brauchte die SPK für die Beratung – und überraschend viele Vorschläge fanden Unterstützung in der Kommission. «Wir haben uns sorgfältig vorbereitet und bewiesen, dass wir wirklich etwas an den verbreiteten Missständen ändern wollen», sagt Brand. Sein Gegenspieler Balthasar Glättli (Grüne) sagt: «Die SVP ist teilweise von ihren Maximalforderungen abgewichen und hat Hand geboten für Kompromisse.» Zudem hätten sich die Vertreter der Mitteparteien «vom Druck der Medien und des Volkes einschüchtern lassen».

Unter den Anträgen finden sich einige, die es schwer haben werden im Nationalrat, bei anderen muss man sich fragen, warum es erst eine Ausnahmesituation brauchte, um den Missstand zu erkennen. So soll die Sozialhilfe,

Basel-Stadt verzeichnete eine Zunahme um 77 Prozent bei von Asylanten begangenen Straftaten.

von der rund neunzig Prozent der Flüchtlinge leben, bei einer Freiheitsstrafe oder bei Verletzung der Mitwirkungspflichten entzogen werden. Auch wer seine Identität nicht preisgibt, soll keine Fürsorge mehr erhalten. Wer länger als ein Jahr im Ausland weilt, soll sein Asyl verlieren, und wer mehr als zwanzig Tage nicht erreichbar ist, soll aus dem Verfahren ausgeschlossen werden. Zur Debatte steht auch, ob Wehrdienstverweigerung als Asylgrund abgeschafft werden soll. Ebenso wie die sogenannte exilpolitische Tätigkeit, mit der

sich zahlreiche Ausländer ihren Asylgrund – die mögliche Verfolgung in ihrem Heimatland – erst mit Aktionen in der Schweiz beschafften. Weiter sollen die Haftplätze für kriminelle Asylanten ausgebaut sowie der Familien-nachzug eingeschränkt werden. Jeder Vorstoss zielt auf einen konkreten Missstand – in der Summe würden sie das Flüchtlingswesen durchpflügen, wie es noch keine bundesrätliche Revision geschafft hat.

SVP und Teile der FDP gegen SP und Grüne – entscheiden werden einmal mehr die Mitteparteien. CVP, BDP und Grünliberale sind bei den meisten Anträgen noch unentschlossen und werden sich wohl spontan auf eine Seite schlagen. Wie auch immer die grosse Asyl-Schlacht im Nationalrat entschieden werden wird, eine gute und eine schlechte Nachricht gibt es bereits. Die gute: Viele Missstände, die jahrelang unter dem Ausschluss der breiten Öffentlichkeit vor sich hinschwelten, sind offengelegt. Der Flüchtlingsbegriff, der noch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs stammte, ist revidiert. Die tatsächlichen Hintergründe und Absichten der afrikanischen «Abenteuermigranten» sind weit bis ins linke Lager bekannt.

Die schlechte Nachricht: Eine langfristige Lösung des Problems wird es nicht geben. Dafür ist die Schweiz zu abhängig geworden von internationalen Verträgen wie dem Dublin-Abkommen. Allfällige Sanktionen werden viele Afrikaner nicht davon abhalten, in die Schweiz zu kommen und hier – in welcher Form auch immer – ihr Glück zu versuchen. Im besten Fall vergrössert sich ihr Respekt gegenüber dem Gastland, die Schweiz wird für Schlepperbanden weniger attraktiv, und es kommt zu einem Rückgang der Kriminalität sowie der Zahl neuer Gesuche. Für das laufende Jahr rechnet das BfM erst einmal mit einem weiteren Anstieg auf 23 000 Asylanträge. ○

SIND SIE WAKUDOKI? Frage 3

Der Sänger Ihrer Lieblingsband holt Sie bei einem Konzert auf die Bühne. **Was machen Sie?**

Ich verstecke mich hinter dem Schlagzeuger.

Ich singe das Lied mit dem Lead-Sänger im Duett. Zum Glück habe ich unter der Dusche geübt.

Das ist meine Chance! Ich spiele mein bestes Luftgitarren-Solo und rocke mit der Band die Bühne.

Testen Sie sich und gewinnen Sie attraktive Sofortpreise auf: wakudoki.ch

Landvolk jagt Phantom

Das Schweizer Fernsehen stellt die Ängste von Bürgern, die in der Nähe eines Asylzentrums wohnen, als Hirngespinnst dar. Die Protagonisten der «Reporter»-Sendung «Wienacht im Frühling» fühlen sich hintergangen. Der Film sei zudem voller Fehler. *Von Rico Bandle*



«Völlig falsch»: Film-Protagonist Hans Thoma (r.).

Die Ausgangslage tönt dramatisch: Einige aufgebrauchte Anwohner wollen eine Bürgerwehr auf die Beine stellen, um der Missstände rund um ein Asylzentrum Herr zu werden. Wie schlimm steht es um die Region an der Grenze zwischen den Kantonen St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden, wo rund 50 betroffene Einwohner 120 Asylbewerber gegenüberstehen? Der SF-Reporter macht das, was ein Journalist tun sollte, wenn er von einer solchen Geschichte hört: Er macht sich selbst ein Bild der Lage.

Gross vorbereitet hat sich Reporter Marc Gieriet aber offenbar nicht. «Als ich zum ersten Mal nach Wienacht im Kanton Appenzell Ausserrhoden unterwegs bin, machen im Dorf Erzählungen von Diebstahl, Lärm und sexueller Belästigung die Runde», sagt der Reporter im Film. Dass das Asylzentrum Landegg seit seiner Eröffnung 2010 immer wieder negativ in die Schlagzeilen kam, scheint Gieriet nicht mitgekriegt zu haben. Nicht nur die *Weltwoche* befasste sich intensiv mit dem Asylzentrum, auch die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens ortete gravierende Probleme. In dem Beitrag hiess es: «Am Anfang waren es Ladendiebstähle, übermässiger Alkoholkonsum und Schlägereien. Das weitete sich schnell auf Autoeinbrüche und Autodiebstähle aus. In den Zügen wurden Menschen bedroht. Thomas Hansjakob, erster Staatsanwalt von

St. Gallen, spricht von zeitweiliger Eskalation der Situation. [...] Er rechnet vor: «Seit der Eröffnung der Landegg waren etwa 400 Asylbewerber dort – 70 Strafverfahren auf 400 Personen, das ist zu viel, deutlich zu viel», sagte er im Beitrag. Das war vor einem Jahr. Seither hat sich die Situation gemäss den Anwohnern kaum verbessert. Auch die Behörden sehen Handlungsbedarf: Letzte Woche kündete der Kanton Appenzell Ausserrhoden an, den Missständen mit mehr Stellenprozenten im Asylzentrum und mit Sicherheitsdiensten an Bahnhöfen entgegenzutreten.

Er findet bloss eine idyllische Landschaft

Gieriet erwähnt die Vorgeschichte mit keinem Wort. Es habe sich bei den 70 Strafverfahren «vor allem um Delikte wie Schwarzfahren in der Appenzeller Bahn, Lärmbelästigungen und dergleichen» gehandelt, rechtfertigt er sich auf Anfrage.

Im Film erscheinen die währschaften Mannen, die sich gegen die Missstände zur Wehr setzen, als polterndes Landvolk, das einem Phantom hinterherjagt. Der Reporter macht sich auf die Suche nach renitenten Asylbewerbern – und findet bloss eine idyllische Landschaft. «Ob am Morgen, Mittag oder Abend – jedes Mal, wenn ich in Wienacht durch die Strassen gehe, verblüffen mich Ruhe und Sau-

berkeit im Dorf. Dies steht in einem krassen Gegensatz zu dem, was ich vom Hörensagen kennengelernt habe», sagt er.

Haben Anwohner und Medien das Problem vielleicht doch zu sehr aufgebauscht? Hans Thoma, Protagonist im Film, wirft SF vor, die Situation «völlig falsch» dargestellt zu haben: Die gezeigte Versammlung sei keineswegs die «Gründungsversammlung der Bürgerwehr» gewesen, sondern eine von mehreren Informationsveranstaltungen. Man habe zwar über eine Bürgerwehr gesprochen, aber bis heute keine gegründet.

Der Reporter sprach auch mit einem Ehepaar, das nahe dem Asylzentrum wohnt. Die beiden gaben an, nichts von den Asylanten zu merken. Thoma liefert eine einfache Erklärung: «Der Weg vom Asylzentrum zum Bahnhof führt nicht an jenem Haus vorbei. Als das Asylzentrum am alten Standort war, hatte das Paar grausame Kämpfe mit Asylbewerbern.»

Thoma wird im Film richtiggehend vorgeführt. Gieriet besucht mit ihm die Strasse, die vom Littering, also vom Wegwerfen von Müll, besonders betroffen sei. Alles blitzsauber. «Ist in diesen Tagen hier die Putzkolonnie durch?», fragt Gieriet. «Ja, mit Sicherheit», sagt Thoma. Dann sagt Gieriet in süffisanten Ton aus dem Off: «Am darauffolgenden Tag erfahre ich von der Gemeinde, dass die Strassen zuletzt vor zwei Wochen gereinigt worden sind.»

Was als zentrales Argument für die Hochstilisierung eines nicht vorhandenen Problems herhalten soll, erweist sich als doppelter Bumerang: Erstens liegt jener Strassenabschnitt nicht auf dem Gebiet der Gemeinde Lutzenberg, wo Gieriet nachgefragt hat, sondern der Gemeinde Heiden. Zudem ist für die Reinigung das Asylzentrum zuständig. «Ich sehe jeden Tag, manchmal auch jeden zweiten Tag, wie Angestellte der Landegg mit einem Bus herfahren und den Abfall räumen», sagt Gabriela Hafner, Wirtin des nahen Restaurants «Station». Die Verantwortlichen des Asylzentrums bestätigen, dass sie selbst den Abfall einsammeln. Wirtin Hafner ist entsetzt: «Es ist eine Frechheit, wie wir im Film dargestellt werden.»

Marc Gieriet will ein anderes Echo erfahren haben: «Die zahlreichen Reaktionen, die ich per Mail auf die Reportage erhalten habe, bestätigen fast ausnahmslos, dass unsere Recherchen und unsere Beobachtungen vor Ort zutreffen. Zahlreiche Anwohner und Protagonisten bedanken sich explizit für die differenzierte und faire Berichterstattung.» ○

«Schlechtes Signal»

Nach einem verschleppten Fall von Werkspionage kritisiert EMS-Chefin Magdalena Martullo die Bundesanwaltschaft. Verjährungen dürften nicht mehr vorkommen, sie schaden dem Wirtschaftsstandort Schweiz. Von Kari Kälin, Florian Schwab und Oliver Bartenschlager (Bild)

Das Treiben blieb lange unbemerkt. Von 2000 bis 2006 wurden bei der EMS-Chemie AG Firmengeheimnisse im Umfang von hundert Aktenordnern abgezogen, ohne dass die Geschäftsleitung Verdacht geschöpft hätte. Erst dank einem Tipp von aussen flog die Werkspionage auf. Im Januar 2007 erstattete die EMS-Chemie gegen vier Personen Strafanzeige wegen Verletzung von Fabrikations- und Geschäftsgeheimnissen.

Wer handelte aus welchem Motiv? Im Jahr 2000 stiftete ein externer Metallunternehmer aus der Deutschschweiz den Leiter Qualitätskontrolle bei der EMS, gleichzeitig sein Jugendfreund, an, Know-how für die Produktion von Spezialkunststoffen zu entwenden. Gemäss EMS-Chefin Magdalena Martullo-Blocher, 42, Tochter und Nachfolgerin von alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP), haderte der Metallunternehmer mit tiefen Margen und wollte mit einem neuen Konkurrenzprodukt Kasse machen. Später, der genaue Zeitpunkt ist nicht klar, heuerte das Duo zwei weitere EMS-Kadermitarbeiter an, den Leiter Produktion und den pensionierten Leiter Forschung und Entwicklung. Pikant: Der Metallunternehmer und der Leiter Qualitätskontrolle legten sich bereits vor dem Datenklau ein Abwehrdispositiv zurecht. Unter anderem spekulierten sie darauf, das Verfahren zu verzögern, denn nach sieben Jahren verjähren die Delikte.

Es winkt Straffreiheit

Diese Taktik scheint aufzugehen. Erst am 2. April dieses Jahres, sagenhafte fünfzehn Jahre nach Eröffnung des Verfahrens, reichte die Bundesanwaltschaft gegen den Leiter Qualitätskontrolle Anklage beim Bundesstrafgericht in Bellinzona ein. Das Problem: Zwei der drei Haupttatbestände, die aus den Jahren 2003 und 2004 stammen, sind während der Untersuchung verjährt. Zu diesem Schluss kam der zuständige Bundesstrafrichter entgegen der Ansicht der Bundesanwaltschaft. Es bleibt nur noch eine einfache Verletzung des Fabrikationsgeheimnisses übrig. Am 6. Juni 2012 ist der Gerichtstermin anberaumt. Sollte das angeklagte Kadermitglied nicht erscheinen, wird auch die letzte Tat verjähren – mit Straffreiheit als Folge. Gegen die drei weiteren Beschuldigten erhob die Bundesanwaltschaft bis jetzt noch gar keine Anklage. Gegen die drei ehemaligen EMS-Mitarbeiter erliess sie im



«Das Filetstück des Geschäfts»: EMS-CEO Martullo-Blocher.

März Strafbefehl. Dagegen haben diese Einsprache erhoben.

Insgesamt siebzehn Mal drängte die EMS-Chemie seit 2009 auf eine Beschleunigung des Verfahrens. Immer wieder wurde sie vertröstet. Die Untersuchungsbehörden versicherten stets, es drohe keine Verjährung. Am 9. Mai dieses Jahres folgte das böse Erwachen. Das Bundesstrafgericht kam zu einem anderen Schluss als die Bundesanwaltschaft.

Magdalena Martullo-Blocher fordert vom neuen Bundesanwalt Michael Lauber nun, dass er gegen die drei anderen Beschuldigten, unter anderem den Drahtzieher, «sofort» Anklage erhebt. Sonst drohten auch diese Verfahren zu versanden. Die Verzögerung ist unter anderem auf Schlampereien und organisatorische Mängel bei den Justizbehörden zurückzuführen. Die Bundesanwaltschaft hat Versäumnisse eingeräumt. Gegenüber mehreren Zeitungen liess sie verlauten, sie sei sich der Thematik der Verjährung «im Allgemeinen und insbesondere in diesem Fall» bewusst.

Verlangsamt wurde die Causa EMS-Chemie auch durch einen Systemwechsel. Seit 2011 ist die neue Strafprozessordnung in Kraft. Der Bundesanwalt ist neu für die Untersuchung und die Anklage zuständig. Dies soll die Verfahren beschleunigen. Zuvor leitete der eidgenössische Untersuchungsrichter die Ermittlungen, bevor er den Fall dem Bundesanwalt übergab. Der Fall bei der EMS-Chemie wurde noch unter der alten Strafprozessordnung eröffnet. Nach dem Systemwechsel benötigte der neu zuständige Bundesanwalt fünf Monate, um sich ins Dossier einzuarbeiten. Der Fall wurde weiter verschleppt. Erst am 13. Dezember 2011 wurde die Untersuchung abgeschlossen.

Frau Martullo, wie haben Sie den Fall der Werkspionage überhaupt entdeckt?

Wir haben konkrete Hinweise von aussen erhalten, dass mehrere Personen in sehr organisierter Manier Geschäftsgeheimnisse abziehen.

Wer hat Sie informiert?

Die genaue Quelle darf ich leider nicht nennen. Auf Basis dieser Information reichten wir dann im Januar 2007 Strafanzeige ein, worauf die Polizei bei den vier verdächtigen Personen Hausdurchsuchungen durchführte. Dabei wurde sehr umfangreiches verdächtiges Material im Umfang von rund hundert Ordnern beschlagnahmt. Es wurde von den Untersuchungsbehörden auf elf Ordner mit mutmasslich verratenen oder ausgekundschafteten Geschäftsgeheimnissen verdichtet. Diese bilden die Grundlage für die Strafbefehle und Anklagen.

Welches Motiv trieb die Datendiebe an?

Beim Drahtzieher handelt es sich um einen externen Metallunternehmer aus

der Deutschschweiz, der mit der Marge seiner Produkte unzufrieden war. Deshalb wollte er ins Geschäft mit Spezialkunststoffen einsteigen. Zusammen mit dem damaligen Leiter Qualitätskontrolle der EMS-Chemie, seinem Jugendfreund, der heute notabene in der Firma dieses Metallunternehmers arbeitet, beschloss er, eine Konkurrenzfirma zur EMS aufzubauen. Dank Verwendung von EMS-Know-how sollten grosse Gewinne herauskommen. Gegen Geld spannten sie den damaligen Produktionsleiter sowie den pensionierten ehemaligen Forschungsleiter ein. Der Metallunternehmer beteiligte sich an einer deutschen Produktionsfirma, um die Kunststoffe dort zu produzieren. Erste Produktionsversuche führten sie dort bereits durch.

Ist der Metallunternehmer heute ein Konkurrent im Kerngeschäft der EMS-Chemie?

Nein. Der Metallunternehmer und seine Komplizen haben Informationen über Strategien, Gewinne, Rezepturen, Produktionspläne, Forschungsberichte etc. ausgekundschaftet. Eben systematisch alles, was es für ein Geschäft so braucht. Zum Glück lässt

«Von Anfang an wehrte sich der Untersuchungsrichter, den Fall zügig voranzutreiben.»

sich unser Geschäft nicht in hundert Aktenordnern ablegen. Und indem wir die Sache früh aufdeckten, konnten wir einen erfolgreichen Geschäftsaufbau vermeiden.

Weshalb dauerte es sechs Jahre, bis die EMS-Chemie den Fall entdeckte? Hat das interne Controlling versagt?

Kriminelle Machenschaften mit mehreren organisierten Akteuren sind besonders schwer herauszufinden. Bei den internen Tätern handelte es sich zudem um Personen in Kaderfunktionen, die von ihrer Verantwortung her Zugang zu vertraulichen Daten hatten. Die drei unterstanden selbstverständlich strengen Geheimhaltungspflichten, die auch nach der Pensionierung oder der Auflösung des Arbeitsverhältnisses weiterbestanden. Personen mit kriminellen Absichten sind oft auch Meister der Täuschung. Der Leiter Qualitätskontrolle trat zum Beispiel bescheiden auf. Er machte einen seriösen und glaubwürdigen Eindruck, so dass viele unserer Mitarbeiter lange kaum glauben konnten, dass er die EMS-Chemie so drastisch zu schädigen versucht hatte.

Die Täter gingen also sehr unverfroren vor?

Ja. Sie besprachen sich bereits zu Beginn ihrer Machenschaften über mögliche rechtliche Folgen von Geheimnisverrat und unrechtmässiger Konkurrenzierung und planten entsprechende Tarn- und Verteidigungsstrategien. Dazu gehörten auch die

gezielte Verzögerung oder Erschwerung von gerichtlichen Verfahren, um einer Strafe zu entgehen. Und sie erhielten recht: Im Fall des Leiters Qualitätskontrolle ist es tatsächlich zu einer Verjährung gekommen, weil die Untersuchung verschleppt wurde. Das mutet zynisch an ...

Wie bitte?

Von Anfang an wehrte sich der Untersuchungsrichter, den Fall zügig voranzutreiben. Wir haben in den vergangenen fünfzehn Jahren seit der Anzeige siebzehn Mal auf eine Beschleunigung gedrängt. Ohne Erfolg. Während der Untersuchung traten zahlreiche Führungs- und Organisationsmängel zutage. So waren Unterlagen und elektronische Files zeitweise nicht mehr auffindbar. Offizielle Zustellungen an die Parteien gingen vergessen et cetera. Der rund achtzigseitige Schlussbericht des eidgenössischen Untersuchungsrichters war für die Bundesanwaltschaft während Wochen einfach nicht auffindbar. Es wurde uns zudem immer wieder versichert, eine Verjährung stehe ausser Frage. Bis das Bundesstrafgericht am 9. Mai dieses Jahres zu einem ganz anderen Schluss kam.

Der Untersuchungsrichter liess Sie einmal wissen, es beeindrucke ihn nicht, wenn die EMS-Chemie eine Beschleunigung verlange, auch wenn es in der Familie Blocher liege, zu glauben, man könne mit gewissen Handlungen Druck erzeugen. Fühlen Sie sich als Opfer Ihrer familiären Herkunft?

Diese Aussage war sicher eine Entgleisung. Sie zeigt aber stellvertretend, wie die Untersuchungsbehörden mit geschädigten Parteien umgehen. Mit der Strafanzeige übergibt man seinen Fall voll in die Verantwortung der Strafuntersuchungsbehörden. Diese sind gesetzlich gehalten, den Fall unverzüglich an die Hand zu nehmen, ohne Verzögerung zum Abschluss zu bringen und das Recht des Geschädigten durchzusetzen. Unser Fall ist inhaltlich eindeutig. Die Strafuntersuchungsbehörden sehen sich jedoch als unabhängige Behörden, die den Fall führen, wie es ihnen passt. Fragen und Zeitdruck werden entsprechend säuerlich entgegengenommen. Unter dem Deckmantel der Unabhängigkeit wird hier eine eigenmächtige Handlungsweise betrieben und ein ebensolches Verhalten praktiziert. Wenigstens existiert seit kurzem eine Aufsichtsbehörde, welche die Tätigkeit der Bundesanwaltschaft überprüfen soll. Sie hat nun bereits kundgetan, dass sie sich auch der Dauer von Verfahren annehmen will.

Weshalb haben Sie den Fall erst jetzt in die Medien getragen?

Der Verjährungsentscheid hat das Fass nun noch zum Überlaufen gebracht. Wir wollen politischen Druck erzeugen und die Mängel bei der Bundesanwaltschaft offenlegen. Es

kann doch nicht sein, dass man uns jahrelang versichert, es bestehe keine Verjährungsgefahr, und am Schluss kommt ein Angeklagter genau aus diesem Grund um eine Strafe herum. Bürger und Firmen brauchen Rechtssicherheit, auch bei der Behandlung des Verfahrens, und nicht Zustände wie in einer Bananenrepublik. Zudem entsetzt mich, wie dem Schutz von Geschäftsgeheimnissen eine verschwindend kleine Bedeutung beigemessen wird. Das ist ebenfalls ein schlechtes Signal für den Wirtschafts- und Innovationsstandort Schweiz.

Die Medien haben Ihr Anliegen immerhin aufgegriffen.

Ja. Unter den anwesenden Journalisten herrschte Fassungslosigkeit. Die staatlichen Medien (Radio und Fernsehen) waren zwar anwesend, ignorierten den Fall jedoch in ihrer bisherigen Berichterstattung. Missstände bei den eidgenössischen Untersuchungsbehörden sind aber sicher von nationaler Bedeutung.

Wie hoch wäre der Schaden gewesen, wenn die Werkspionage nicht aufgefliegen wäre?

Das betroffene Geschäft trägt 60 Prozent zu unserem Betriebsgewinn bei – im letzten Jahr waren es 294 Millionen Franken. Die Täter haben natürlich das Filetstück des Geschäfts ausgewählt. Bislang konnten sie es allerdings nicht verwerten, so dass ein direkter Schaden, von den Rechtskosten von rund einer Million Franken einmal abgesehen, ausgeblieben ist. Während des Verfahrens hatten die Täter fatalerweise wieder Einblick in die entwendeten und später beschlagnahmten Dokumente.

Wie war das möglich?

2008 gewährte der Untersuchungsrichter den Angeklagten bereits umfassende Akteneinsicht. Wir legten Beschwerde ein und erreichten, dass wenigstens kritische Parameter wie technische Daten etc. eingeschwärzt wurden. Als die Bundesanwalt-

schaft den Fall übernahm, sagte sie den Angeklagten aber gleich umfassende Akteneinsicht zu. Zwar durfte jeder nur jene Dokumente einsehen, die er selber entwendet hatte. Vor der ersten Gerichtsverhandlung hat nun der Bundesstrafrichter noch entschieden, die gesamten Unterlagen aller Fälle zu öffnen – ohne Einschwärmungen. Es ist absurd: Wir wollen Geschäftsgeheimnisse schützen und nun stellt die Justiz die Daten gesammelt den Angeklagten zur Verfügung. Wo bleibt hier das Recht auf Schutz von Geschäftsgeheimnissen?

Es bleiben die Fälle der drei anderen Beschuldigten.

Beim Metallunternehmer kündigte der Staatsanwalt die Anklage bereits im letzten Dezember an, hat sie aber immer noch nicht eingereicht. Unterdessen sagt er, er müsse das Urteil im Fall des Leiters Qualitätskontrolle abwarten. Die Anklagen für die zwei anderen Täter wurden bis jetzt aus unerfindlichen Gründen auch noch nicht eingereicht, obwohl alle Untersuchungen abgeschlossen sind und die beiden per Strafbefehl erstinstanzlich eigentlich für schuldig befunden wurden. Leider würde es mich nicht mehr überraschen, wenn auch diese Fälle wegen des Verhaltens der Justizbehörden noch teilweise verjährt.

Welche Mängel bei der Bundesanwaltschaft müssen Ihrer Ansicht nach behoben werden?

Sie muss erstens ihre Arbeitsweise ändern. Eine Verjährung aufgrund der Verfahrensführung darf grundsätzlich nicht vorkommen. Zweitens muss sie in wesentlichen Fragen, zum Beispiel der Verjährung, die Meinung des Gerichts kennen. Drittens gilt es, die Führungs- und organisatorischen Mängel wie fehlende Ordnung, mangelnde Zeitplanung und nicht eingehaltene Termine zu beheben. Hier ist der neue Bundesanwalt Michael Lauber besonders gefordert. Viertens ist es doch nicht sachgerecht, dass in einem Fall von Werkspionage die Angeklagten Einsicht in die Untersuchungsakten

und damit abermals Zugang zu Geschäftsgeheimnissen erhalten – auch zu solchen, die sie vorher noch nicht einmal kannten. Formal mag vielleicht vieles korrekt verlaufen sein. Doch entspricht solches wirklich dem Schweizer Rechtsverständnis?

Sie haben das Dossier vor rund einer Woche dem neuen Bundesanwalt Michael Lauber übergeben. Was erwarten Sie von ihm?

Dass er sofort Anklage erhebt und die anderen drei Fälle nicht auch noch verjähren lässt.

Was bedeutet die Verschleppung des Falls EMS für den Wirtschaftsstandort Schweiz generell?

Er hat sehr beunruhigende Sachverhalte ans Tageslicht befördert. Die in der Schweiz so oft beteuerte Rechtssicherheit ist heute ungenügend gegeben. Viele Unternehmen haben bereits ähnliche Erfahrungen gemacht. Gerade Unternehmer brauchen aber verlässliche Rahmenbedingungen. Ohne Sicherheit bei Eigentum, Patenten und Geschäftsgeheimnissen etc. sinkt die Investitionsbereitschaft. Wenn Sie der Lust und Laune respektive dem schleppenden Arbeitstempo von Behörden ausgeliefert sind, ziehen Sie als Unternehmer unter Umständen andere Standorte vor.

Was hiesse es für die Schweiz, wenn sich die Beschuldigten straffrei aus der Affäre ziehen würden?

Die Schweiz würde signalisieren, dass Geschäftsgeheimnisverletzer nichts zu befürchten haben. Man braucht nur das Verfahren zu verschleppen. Das dürfen wir doch nicht zulassen.

Sollte es doch noch zu einer sofortigen Anklage kommen – wären Sie mit dem Schweizer Rechtsstaat versöhnt?

Nein, das reicht natürlich nicht. Mir geht es nicht nur um unseren Fall. Mir geht es um den Wirtschaftsstandort Schweiz und die Rechtssicherheit für Bürger und Unternehmen in unserem Land. Dafür setze ich mich ein. ○

ÜBER 500'000 FLASCHEN DER ERLESENSTEN WEINE AUF LAGER – JAHRGÄNGE VON 1811 BIS EN PRIMEUR.

ARVI
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

Lassen Sie sich die «En Primeur 2011» nicht entgehen. Alle neuesten Freigaben finden Sie täglich auf www.arvi.ch. Auf Wunsch, sind auch alle Formate bis zu 6 Liter verfügbar.

1 ER CRU CLASSE	CHF/BT	RP	3 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP
Mouton Rothschild	517.30	93 – 96	La Lagune	51.85	90 – 93
Lafite Rothschild	702.00	90 – 93			
Haut Brion	507.60	92 – 95	5 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP
Latour	642.60	93 – 95	Grand Puy Lacoste	55.10	89 – 91
Margaux	529.20	94 – 96	Clerc Milon	51.85	89 – 91+
2 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP	GRAND CRU	CHF/BT	RP
Pichon Lalande	95.05	92 – 94	Mondotte	150.10	92 – 94
Pichon Baron	99.35	90 – 92+	Cheval Blanc	604.80	94 – 96
Leoville Barton	63.70	90 – 92			
Rauzan Segla	79.90	91 – 94	GRAND CRU CLASSÉ B	CHF/BT	RP
Le Petit Mouton Rothschild	99.35	87 – 89	Tropelong Mondot	79.90	91 – 93+
(2nd Vin de Mouton)					
Leoville Poyferre	68.05	91 – 94	POMEROL	CHF/BT	
			Pétrus	a.A.	

Preise sind CHF pro 75cl Flasche und inkl. Mwst. Transport nicht im Preis enthalten. Offerte gültig mit schriftlicher Bestätigung und solange Vorrat reicht. E&OE. En Primeur Weine 2011 ab Frühling/Sommer 2014 lieferbar.

Schrecklich nette Beamte

Hauseigentümer im Kanton Zürich wollten ihre alte Ölheizung durch eine umweltfreundliche Wärmepumpe ersetzen. Doch sie hatten nicht mit der Paragrafenfestigkeit der Staatsdiener gerechnet. Das Beispiel zeigt, wie kompliziert und teuer Baubewilligungsverfahren geworden sind. *Von Philipp Gut*



Monatelanges Verfahren für eine Wärmepumpe: Wohnhaus im zürcherischen Hochfelden.



Widerstand: FDP-Kantonsrätin Walker-Späh.

Die Eigentümer und Bewohner des Mehrfamilienhauses Im Jakobstal 9 in der Zürcher Gemeinde Hochfelden waren überzeugt, etwas Gutes und Wünschenswertes zu tun. Jedenfalls handelten sie in Übereinstimmung mit der Energiestrategie des Bundesrats und den Empfehlungen der Behörden, als sie die alte Ölheizung mit einer modernen Wärmepumpe ersetzen wollten. Zwar würde die Investition etwas kosten, sie diene aber der Umwelt und verringere den CO₂-Ausstoss. Davon gingen die Eigentümer aus. Doch sie hatten die Rechnung ohne die lokalen und kantonalen Beamten gemacht.

Wenn sie so oder ähnlich nicht dutzendfach vorkäme und Bauvorhaben im ganzen Land verteuerte und verzögerte, müsste man die Geschichte, die hier erzählt wird, eher eine Posse nennen. Sie zeigt, wie an sich nette und freundliche Beamte, die alle im besten Wissen und Gewissen ihre Aufgabe erledigen und korrekt nach dem Buchstaben des Gesetzes handeln, unsinnige Entscheide hervorbringen können, die mit gesundem Menschenverstand nicht mehr nachvollziehbar sind.

Am 13. April dieses Jahres reichte die Stockwerkeigentümergeinschaft Im Jakobstal 9, 8182 Hochfelden, beim Gemeindebauamt ein Gesuch für das «Aufstellen einer Aussenluft-Wärmepumpe» auf ihrem Grundstück ein.

Die Eigentümer gingen davon aus, dass das Gesuch im vereinfachten sogenannten Anzeigeverfahren bewilligt würde. Doch dies, so teilten ihnen die Gemeindebehörden nach Rücksprache mit dem Kanton mit, sei nicht möglich, da sich das Grundstück ausserhalb der Bauzone befinde (tatsächlich steht das jahrzehntealte Wohnhaus in der Landwirtschaftszone).

«Raumbedarf für Fliessgewässer»

Aus diesem Grund, schrieben die Gemeindebehörden, sei das kantonale Amt für Raumentwicklung (ARE) einzubeziehen. Und da unweit des Grundstücks das Flüsschen Glatt vorüberflüsse, müsse das Gesuch zudem mit dem kantonalen Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft (Awel) «koordiniert» werden.

Die besonderen Umstände erlaubten es überdies nicht, ein abgekürztes Verfahren durchzuführen. Es sei ein ordentliches Baubewilligungsverfahren nötig – mit allen Stationen vom Ausschreiben über das Ausstecken bis zu den Einsprachemöglichkeiten –, Minstdauer: drei Monate.

Nun muss man wissen: Die Wärmepumpe, welche die Eigentümer im Jakobstal 9 installieren wollen, ist kein technisches Monstrum, sondern eine kompakte Anlage, wie sie zu Hunderten in Wohnquartieren steht. Ihre

Standfläche beträgt weniger als ein Quadratmeter (0,9, um genau zu sein). Das Gesuch, so dachten die Eigentümer, müsste also eine reine Formsache sein, nicht zuletzt deshalb, weil das Haus allein auf weiter Flur steht und eine Beeinträchtigung von Nachbarn, sei sie auch noch so klein, von vornherein ausgeschlossen ist.

Diese Annahme erwies sich als falsch. Gemäss Zeitplan des mit dem Auftrag betrauten Ingenieurbüros müsste die Wärmepumpe bereits seit Wochen installiert sein – doch in Tat und Wahrheit sehen sich die umweltbewussten Eigentümer einem monatelangen, undurchschaubaren Verfahren gegenüber.

Die Prüfung des Bauvorhabens habe ergeben, «dass diesem aus gewässerschutzrechtlichen Gründen Hindernisse entgegenstehen, die sich nicht mit Auflagen und Bedingungen beheben lassen», schrieb der zuständige Sachbearbeiter im Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft an die Leitstelle des kantonalen Baudepartements (Letzteres steht unter der Leitung von SVP-Regierungsrat Markus Kägi). Bei der Leitstelle kommen die Baugesuche zusammen, und von dort werden sie an die zuständigen Ämter zur Bearbeitung übergeben.

Das Gewässerschutzgesetz (GSchG), führte der mit sämtlichen Gewässerschutzparagrafen gewaschene Beamte weiter aus, verlange

«den Raumbedarf für Fließgewässer bei allen raumwirksamen Tätigkeiten zu berücksichtigen». So weit, so klar; doch ab jetzt wird die Angelegenheit etwas kompliziert. Seit dem 1. Juni 2011 sei eine Änderung der Gewässerschutzverordnung (GSchV) in Kraft, auf der Grundlage des Gewässerschutzgesetzes. «Bis der Gewässerraum rechtskräftig festgelegt ist», so der Gewässerschutzbeamte, «sind gemäss den Übergangsbestimmungen entlang von Gewässern beidseitig Uferbereichsstreifen freizuhalten. Die Breite beträgt 8 m plus die Breite der bestehenden Gerinnesohle, maximal jedoch 20 m.» Gegenüber der Glatt sei «an dieser Stelle demzufolge je ein Streifen von 20 m freizuhalten».

20 Meter also. Das Problem – genauer: eines der Probleme, wir kommen darauf zurück – liegt nun darin, dass die geplante Wärmepumpe auf dem Privatgrundstück unmittelbar neben dem Dreifamilienhaus lediglich 19,5 Meter von der Glatt entfernt ist. 19,5 Meter – und nicht 20.

Der Nachbar lebt 150 Meter entfernt

Der Beamte – er heisst Ulrich B. und ist, so berichten Beteiligte übereinstimmend, eine umgängliche und freundliche Person – kannte kein Pardon. Es sei, schrieb er trocken, «nicht einsehbar», warum die beantragte Anlage «nicht ausserhalb des Uferbereichsstreifens

erstellt wird». Das Baugesuch werde deshalb «vorläufig nicht weiter behandelt».

Doch damit nicht genug. Jetzt schaltete sich die lokale Beamtschaft der Gemeinde Hochfelden ein. Sie verlangte zusätzlich, dass die Eigentümer und Gesuchsteller ein Lärmgutachten einreichen.

Nun muss man wissen: Die Wärmepumpe, welche die Eigentümer im Jakobstal 9 installieren wollen, ist kein technisches Monstrum, sondern eine kompakte und geräuscharme

Immer wieder berichten Bürger von unnötig komplizierten und kostspieligen Verfahren.

Anlage, wie sie zu Hunderten in Wohnquartieren und sogar unter Schlafzimmerfenstern steht. Hinzu kommt: Die «betroffenen» Nachbarn sind – sage und schreibe – 150 Meter entfernt.

Das Lärmgutachten musste von einer offiziell zugelassenen und zertifizierten Prüfstelle eingeholt werden. Es ergab, wie nicht anders zu erwarten war, dass die handelsübliche Wärmepumpe Lärmemissionen verursacht, die vollkommen im legalen und normalen Rahmen liegen. Allein dieses Gutachten kostete die Gesuchsteller Fr.302.40. Rechnung stellen werden auch die diversen involvierten lokalen und kan-

tonalen Ämtern. Die Eigentümer müssen sich, so ihr Gesuch denn einmal abschliessend bearbeitet sein wird, auf Kosten in vierstelliger Höhe einstellen.

Die Wärmepumpen-Posse aus der Zürcher Gemeinde Hochfelden ist nur einer unter vielen ähnlichen Fällen. Immer wieder berichten Bürger von unnötig komplizierten, langwierigen und kostspieligen Verfahren.

«Umweltschutz statt Vorschriften»

Dagegen formiert sich Widerstand. In der Stadt Zürich fordert ein überparteiliches Komitee per Volksinitiative eine «Ombudsstelle gegen Willkür in Bausachen». Stossend seien insbesondere nicht nachvollziehbare ästhetische Urteile («Das Haus hat zu viele Ecken»). Auf kantonaler Ebene lancierte die FDP unter Federführung von Kantonsrätin Carmen Walker-Späh die Volksinitiative «Umweltschutz statt Vorschriften».

Schon viel wäre allerdings erreicht – wie das geschilderte Beispiel zeigt –, wenn eine kompetente Stelle in der Verwaltung mit Überblick und Augenmass entscheiden würde. Die erwähnte Leitstelle im Zürcher Baudepartement koordiniert nur, sie denkt und lenkt nicht mit. Und so muss man sich, wie im hier beschriebenen Fall, nicht wundern, wenn 19,5 statt der geforderten 20 Meter «Gewässerraum» ein unüberwindbares Hindernis darstellen. ○



Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch

VENGA_seven



* Aktion gültig solange Vorrat, Immatrikulation bis 30.06.2012

KUNDEN-^{CHF}
VORTEIL **4'140.-**

Das limitierte Sondermodell Venga_seven bietet eine **Mehrausstattung gegenüber Modell Basic im Wert von CHF 4'150.- für nur CHF 1'787.- plus Frühlingsbonus von CHF 1'777.- = Kundenvorteil von CHF 4'140.-!***

1.4 L CVVT 90 PS, 5-Gang-Schaltgetriebe, Stopp-Start-Automatik (ISG), nur 5,6 l Gesamtverbrauch und 130 g/km CO₂.

Sonderausstattung Venga_seven: Klimaanlage, el. Fensterheber vorne, Aussenspiegel in Wagenfarbe el. verstell-/heizbar, ZV mit Fernbedienung/Alarmanlage, iPod-Anschluss, Bluetooth Freisprechanlage inkl. Radio mit Lenkradbedienung, Nebelscheinwerfer vorne und vieles mehr.

Venga_seven auch mit 1.6 L CVVT oder 1.6 L CRDi erhältlich.

Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO₂ g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 159 g/km – **1.4 L 5,6 (B, 130), 1.6 L man./aut. 5,9/6,5 (C/D, 139/154), 1.6 L CRDi 4,4 (A, 117), 7 Jahre Werkgarantie.** Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt.



VENGA_SEVEN CHF **22'777.-**



PICANTO



NEW RIO



SOUL



CEE'D



CEE'D_SW



CARENS



CARNIVAL



SPORTAGE



SORENTO



KIA Motors AG
5745 Safenwil
062 788 88 99

«Ordnung im Stall»

Die Wettbewerbskommission büsst BMW mit einer Rekordbusse. Bundesrat Schneider-Ammann applaudiert. Der Autohersteller wehrt sich. *Von Florian Schwab*



Populärer Zugriff des Staates: BMW-Neuwagen.

156 Millionen Franken. Mit diesem Betrag möchte die Wettbewerbskommission (Weko) den Münchner Automobilhersteller BMW büssen, weil dieser Parallelimporte aus dem günstigen EU-Ausland in die Schweiz behindert haben soll. Pro Modell mache die Preisdifferenz zwischen Deutschland und der Schweiz zwischen 7000 Franken und 41700 Franken aus, rechnet die Weko vor.

Stein des Anstosses für die Wettbewerbs-hüter ist eine uralte Vertragsklausel in den BMW-Händlerverträgen im EU-Ausland, wo das Unternehmen seinen Vertriebspartnern den Direktverkauf an Kunden ausserhalb des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR) untersagt. Gemäss unternehmensinternen Kreisen zielt diese Klausel auf die Abgrenzung zum amerikanischen Markt ab. An die Schweiz habe dabei niemand gedacht. Funktional ist die Trennung zwischen Europa- und Amerikageschäft nachvollziehbar, denn in den USA herrschen andere regulatorische Voraussetzungen, und die Fahrzeug-Modelle unterscheiden sich beträchtlich.

Trotzdem: Nach dem reinen Wortlaut sind den ausländischen BMW-Vertretern Exporte in das Nicht-EWR-Mitgliedsland Schweiz verboten. BMW bestreitet aber, dass der Konzern die Klausel jemals gegen Kunden aus der Schweiz ausgelegt habe. Im Gegenteil, man habe nach den ersten Vorwürfen die Händler

sogar schriftlich darauf hingewiesen, Schweizer Kunden gleichzubehandeln wie Kunden aus dem EWR-Raum. Doch auch zuvor habe es «definitiv keine Kontakte zu Händlern gegeben mit dem Ziel, Schweizer Kunden auszu-schliessen», sagt Sandra Schillmöller von der Konzernkommunikation in München. Diese Sichtweise stützte der württembergische BMW-Vertreter Hans-Jörg Breitenbach in der Sendung «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens.

Mehrere Hundert Direktimporte

Nicht umsonst seien im Jahr 2011 mehrere Hundert BMW-Neuwagen als Direktimporte in die Schweiz gekommen. Laut Daten des Bundesamts für Strassen waren dies im Jahr 2011 (also dem Zeitraum, den die Weko-Untersuchung vor allem umfasste), 401 Neuwagen der Marke BMW und 95 Fahrzeuge der zur BMW-Gruppe gehörenden Marke Mini. Zu diesen rund 500 direkt importierten Neuwagen kommen nochmals etwa gleich viele Wagen mit deutscher Erstzulassung – darunter fallen viele Neuwagen, die aus praktischen oder finanziellen Gründen eigens für den Export kurzzeitig in Deutschland angemeldet und dann als «Gebrauchtwagen» importiert werden.

Die von der Weko berechneten Preisunterschiede lässt das Unternehmen nicht gelten: Man könne nicht einfach die Listenpreise ver-



Weko-Direktionsmitglied Ducrey.



Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

gleichen. Schliesslich unterscheiden sich die Fahrzeuge in Ausstattungs- und Serviceumfang erheblich. Um diese Faktoren bereinigt, seien die Preisunterschiede gering.

Die Wettbewerbskommission hält dagegen, in mindestens sechzehn Fällen hätten sich Schweizer Kunden beschwert, dass die deutschen Händler ihnen keinen BMW verkaufen wollten. Sie zitiert aus einem E-Mail eines BMW-Händlers an einen Schweizer Beinahekunden: «Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass es uns nicht möglich ist, einen Neuwagen in die Schweiz zu liefern, weil dies durch die BMW AG untersagt ist». Die Weko selbst habe erfolglos versucht, Testkäufe im deutschen Raum vorzunehmen.

Kenner der Branche bezweifeln die Relevanz solcher Einzelfälle. Ein Geschäft könne aus verschiedenen Gründen nicht zustande kommen, unter anderem auch dann, wenn es ein Kunde mit seiner Rappenspalter-Mentalität zu bunt treibe. «Man kann mich doch nicht zwingen, einen bestimmten Kunden zu bedienen», sagt ein Händler, der namentlich nicht genannt sein will. Auch Testkäufe hält er für wenig relevant: «Als Profi spüren Sie, ob jemand mit einer ehrlichen Kaufabsicht vor Ihnen steht oder ob er eine Geschichte aufischt.»

Überhaupt sind Autohändler keine Kinder von Traurigkeit, wenn es um den Abschluss eines lukrativen Geschäfts geht. Hätte BMW

wirklich den Markt systematisch abgeschottet, hätte sich früher oder später eine Unternehmenskonstruktion gebildet, welche das offizielle Händlernetz umgeht und direkt an Schweizer liefert.

Ein Neuwagen ist ein Neuwagen

Von einer effektiven Marktabschottung kann also keine Rede sein. Immerhin kann niemand gezwungen werden, einen BMW-Neuwagen direkt vom Händler zu kaufen. Mit ganz neuen Gebrauchtwagen besteht eine gleichwertige Alternative. Dieses Argument lässt Weko-Direktionsmitglied Patrik Ducrey nicht gelten. Ein Neuwagen sei eben ein Neuwagen und kein Gebrauchtwagen.

Marc Amstutz, Kartellrechtsexperte der Universität Freiburg, vermutet, dass die Weko den relevanten Markt sehr eng definiert. Er bekundet aber Mühe mit ihrer Feststellung, dass BMW und Mini «in allen relevanten Produktmärkten eine wichtige Marktstellung» inne hätten. Laut BMW beträgt der Marktanteil in der Schweiz nur 5,5 Prozent (mit Mini 6,6 Prozent). «Im wettbewerbsintensiven Automobilmarkt kann man bei einem so tiefen Marktanteil nicht einfach so davon ausgehen, dass der Wettbewerb erheblich behindert ist.»

Über solche Fragen werden sich schon bald die Richter des Bundesverwaltungsgerichtes beugen, denn BMW ist entschlossen, die Busse

anzufechten. Von Anfang an habe man Schweizer Anwälte beigezogen und das Verfahren sehr ernst genommen, sagt BMW-Sprecherin Schillmöller. Beide Parteien geben sich zuversichtlich, am Ende den Sieg davonzutragen. Die Erfahrungswerte liegen eher auf der Seite des Automobilherstellers, denn die Wettbewerbskommission ist vor dem Bundesverwaltungsgericht in ihren spektakulärsten Fällen in letzter Zeit häufiger unterlegen (darunter zweimal gegen Swisscom).

Abseits der juristischen Frage ist der angekündigte Zugriff des Staates auf die angeblich zu Unrecht eingefahrenen Gewinne populär. Das zeigte der öffentliche Beifallssturm, der auf die Weko-Verlautbarung folgte.

Von einer effektiven Marktabschottung kann also keine Rede sein.

Politiker von links bis rechts freuten sich über die Busse, und selbst die NZZ kommentierte den Bussentscheid wohlwollend. Im Chor der erfreuten Stimmen liess sich neben der unvermeidlichen Stiftung für Konsumentenschutz (ihr ist allerdings die Busse zu tief) auch der oberste Weko-Vorgesetzte, Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP), vernehmen. Er griff zu seiner in letzter Zeit immer öfter be-

mühten Metapher aus dem Reich der Landwirtschaft: «Ich will Ordnung im Stall!», rasselte der Berner Magistrat dem Schweizer Fernsehen in die «Tagesschau»-Kamera und wertete den Weko-Entscheid als Ermahnung für «marktgerechteres Verhalten». Am angeblichen Stall-Beschmutzer BMW, so scheint es, wurde ein Exempel statuiert. Dabei mag es eine Rolle gespielt haben, dass Schneider-Ammann seine laufende Kartellgesetzrevision unter anderem mit der ungenügenden Weitergabe von Währungsvorteilen begründete.

Doppelmoral des Staates

Der Zeitpunkt dieses Exempels mutet leicht ironisch an, denn am 1. Juli 2012 tritt die CO₂-Verordnung in Kraft. Ab diesem Datum wird der Direktimport leistungsstarker Fahrzeuge aus dem Ausland für Endkunden durch den Bund massiv verteuert. Ein Rechenbeispiel für den BMW X6 xDrive50i: Dieses Fahrzeug hat ein Leergewicht von 2265 Kilogramm und stösst pro Kilometer 292 Gramm CO₂ aus. Mit dem «Berechnungstool für Kleinimporteure» des Bundesamts für Energie lässt sich eine CO₂-Strafe von mehr als 11 000 Schweizer Franken errechnen.

Diese Abgabe wird nicht fällig, wenn das Auto über einen offiziellen BMW-Vertreter importiert wird, denn hier gelten Flotten-Durchschnittswerte. ○



SPILLMANN/FELSER/LEO BURNETT

Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Die Bürokratie kann einem wirklich manchmal über den Kopf wachsen. Aber nicht bei Sympany: Profitieren Sie von flexiblen Lösungen und persönlichem Service für Private und Unternehmen – erfrischend anders. Jetzt informieren: www.sympany.ch





«Tollhaus»: Klinik der Universitären Psychiatrischen Dienste Bern (UPD).



«Keine Option»: suspendierter Direktor Strik.

Matto in der «Waldau»

Ein Satz wird zur Kränkung wird zum Skandal – der den Ruf der Universität Bern beschädigt – wird zur Staatsaffäre. Der willkürliche Abschuss eines Psychiatrieprofessors weitet sich zum kantonalen Flächenbrand. *Von Urs Paul Engeler*

Am 26. Januar beobachtete ein Medienmann Professor Martin Täuber, den Rektor der Universität Bern, und Regula Mader (SP), die neue Vorsitzende der Geschäftsleitung der Universitären Psychiatrischen Dienste Bern (UPD), beim trauten Nachtessen im Restaurant «Veranda», das sich als «unverhoffte Oase in der Stadt Bern» rühmt und mit dem «Charme des Südens» in «ungezwungener Eleganz» betuchten Gästen «vorwiegend biologische» Köstlichkeiten anbietet. Kurz darauf, am 22. Februar, stellte Mader Täuber den Antrag zu, Professor Dr. Dr. Werner K. Strik, 54, ärztlicher Direktor der UPD und damit ihr wichtigster und prominentester Mitarbeiter, sei zu entlassen. Mit unterzeichnet war das Begehren nur von UPD-Personalchefin Christine Jann Schneider. Erst am 19. März nötigte Mader die restlichen vier Mitglieder der Geschäftsleitung (ohne Strik, versteht sich) zur nachträglichen Unterstützung ihres eigenmächtigen Vorgehens.

Einen Tag später titelte der brühwarm und exklusiv informierte *Bund* im Sinne Maders: «Ärztlicher UPD-Direktor vorläufig freigestellt». Der Text darunter ritzte die Grenze zur Diffamierung des Psychiaters. In der universitären Klinik schlug die Meldung ein wie eine Bombe. Die Ärzte hatten Spannungen gespürt, aber von der lange vorbereiteten Entlassung nichts geahnt.

«Ehrlich gesagt, ich zweifle», meint ein dienstälterer Kadermann der UPD konsterniert, «ob das angerichtete Schlamassel in all seinen Dimensionen und Auswirkungen überhaupt darstellbar ist.» Ganz unrecht hat er nicht. Die Organe der UPD und der Universität, die den Fall noch immer nicht entschieden hat, mauern systematisch, Direktbetroffene mucksen nicht, um ihre Position nicht zu schwächen, und die, die etwas zu sagen wagen, geben nur anonym Auskunft. Doch die wichtigsten Akteure, zentralen Motive, Konfliktlinien und Intrigen lassen sich zuverlässig darstellen.

Attacken aus der Peripherie

Die Protagonisten sind: ein renommierter deutscher Psychiatrieprofessor, ein rachsüchtiger roter Regierungsrat, eine rabiate rote Direktorin, ein ratloser Rektor der Universität und Medien, die sich, *à la bernoise*, als Sprachrohr der Staatsmacht verstehen oder schweigen. Hauptort der Handlung ist die «Waldau», wie die UPD alltagssprachlich noch immer genannt werden: ursprünglich das «Tollhaus» am Rande des Schermenwalds nordöstlich von Bern, 1850 als kantonale «Irren-, Heil- und Pflegeanstalt Waldau» für über 200 Patienten und rund 50 «Wärter» neu gegründet und heute eine moderne Klinik mit umfassenden psychiatrischen Behandlungsangeboten so-

wie ein Lehr- und Forschungsinstitut, das zur Universität gehört. Die berühmtesten Insassen waren die Schriftsteller Robert Walser und Friedrich Glauser («Matto regiert») oder der Maler Adolf Wölfli.

1998 wurde Werner K. Strik, der in Italien und Deutschland studiert hatte, zwei Dokortitel erworben und sich an der medizinischen Fakultät der Universität Würzburg habilitiert hatte, nach einem aufwendigen Berufungsverfahren zum ordentlichen Professor für Klinische Psychiatrie der Universität Bern gewählt und gleichzeitig als Direktor der Universitätsklinik für Klinische Psychiatrie Bern in der Waldau eingesetzt. Strik, ein Mann der Tat, der die Klinik zeitweise auch administrativ führte, ordnete den Betrieb nach seinen Vorstellungen.

Ausser Dauergebrumm eines übergangenen internen Bewerbers, der auf «Sozialpsychiatrie» schwor und Strik mit wenig Echo darauf vorwarf, auf «biologische Psychiatrie» zu setzen, war wenig Unruhe zu registrieren. (Die Sozialpsychiater hängen, kurz und einfach gefasst, der Ansicht an, dass die Ursache für psychische Erkrankungen weniger beim einzelnen Menschen als in dessen gesellschaftlichem Umfeld zu suchen sei. Die moderne biologische Psychiatrie ortet die Krankheit im Innern des Individuums und therapiert sie vor allem mit biochemischen und pharmakologischen Mitteln.) In der Pflege-

praxis sind die Differenzen kaum wahrnehmbar. Für Eiferstüchteleien eignen sich die kleinen Unterschiede hingegen wohl.

An Striks Ruf kratzte die Kritik nicht. Er stieg in Vorständen nationaler und internationaler Fachverbände auf, vertrat die medizinische Fakultät in Akademien und Kommissionen, wurde in die Leitung der Fachschaft und schliesslich 2011 zu deren Finanzchef gewählt. Er engagierte sich gesundheitspolitisch. 2004 erhielt er vom damaligen SP-Regierungsrat und Gesundheitsdirektor Samuel Bhend den Auftrag, einen Bericht zur Planung der Erwachsenenpsychiatrie des Kantons zu erstellen. Diese Arbeit, die bei den Akten des Regierungsrats liegt, sollte acht Jahre später sein Verhängnis werden. Denn unter den vielen Empfehlungen des Professors finden sich zwei Passagen zur Psychiatrischen Klinik im ehemaligen Kloster von Bellelay im tiefen Berner Jura. Strik kam in seiner Analyse zum Ergebnis: «Bellelay ist als Struktur veraltet und wohnortfern. Die bereits durchgeführte Dezentralisierung einzelner Angebote vor allem für Langzeitkranke deckt den Bedarf an zeitgemässer, wirtschaftlich vertretbarer Vollversorgung nicht ab.» Und: «Bellelay ist als Standort für eine Klinik zur Versorgung von Biel-Seeland nicht geeignet und sollte mit hoher Priorität durch eine klinische Abteilung in Biel ersetzt werden.»

Direktor der peripheren Anstalt im Jura war zu diesem Zeitpunkt ein gewisser Philippe Perrenoud, Psychiater ohne Meriten und regionaler SP-Politiker mit Ambitionen. Perrenoud sah sein Pöstchen in Gefahr, nahm insbesondere die Passage «als Struktur veraltet» sehr persönlich, wertete sie als Attacke und zeigte sich bei mehreren Gelegenheiten tief gekränkt. Zwei Jahre später wurde der Sozial-

demokrat als Quoten-Welscher in den Berner Regierungsrat gewählt und übernahm im Juni 2006 von seinem besonnenen Parteikollegen Samuel Bhend die Gesundheitsdirektion und Oberaufsicht über die UPD.

Mit diesem Datum wechselte der Wind in der Waldau, was Richtung und Intensität betrifft. Der damalige Vorsitzende der Geschäftsleitung wandte sich nach übereinstimmenden Beobachtungen vieler Angestellten plötzlich gegen Strik. Im Nachhinein wurde bekannt, dass er gezielt «Material» gegen den ärztlichen Direktor anhäufte (oder eher: zusammengetragen musste). Die Anwürfe bildeten die

«Ich kann angesichts der Vorgänge nicht einfach zur Tagesordnung übergehen.»

Basis für einen geheimen Antrag auf Entlassung Striks, den Perrenoud 2008 in den Gesamregierungsrat trug. Das Gremium wies das unbegründete Begehren Perrenouds, zu dem Strik nie Stellung nehmen konnte und das via Indiskretion dem *Bund* zugeflüstert wurde, allerdings ab.

Mit der Hilfe eines neuen, interimistischen Chefadministrators, der die Klinik umzukrempeln versuchte, nahm Perrenoud 2010 einen zweiten Anlauf, seinen Erzfeind aus der Waldau zu vertreiben. Abermals lancierte er hinterrücks einen Antrag auf Entlassung des ärztlichen Direktors. Abermals blitzte er im Gremium ab. Es gelang ihm offensichtlich nicht einmal, die rot-grüne Mehrheit von seiner Attacke zu überzeugen. Insbesondere Erziehungsdirektor Bernhard Pulver (Grüne), Schirmherr über die Universität, liess den SP-Mann ohne Argumente auflaufen. Nach Rücksprache mit der Uni-Leitung will Pulver sich gegenüber der *Weltwoche* zu diesen internen Vorgängen nicht äussern.

«Störung des Klimas»

Vor einem Jahr trat für Perrenoud der «Glücksfall» ein. So kommentierte er die von ihm eingefädelt und durchgepeitschte Wahl seiner Parteikollegin Regula Mader an die Spitze der UPD. Die branchenfremde (lic. iur.) SP-Frau übte in Bern jahrelang das Amt einer Regierungsstatthalterin aus und sorgte neben lokalem Kopfschütteln 2009 kurzzeitig für nationales Aufsehen, als sie der rot-grünen Stadtregierung half, den langjährigen Sozialhilfeskandal zuzudecken. Der Finanzinspektor und die Wirtschaftsprüfer der KPMG hatten gravierende Missstände aufgedeckt. Ohne eigene Abklärungen getroffen zu haben, erklärte lic. iur. Mader als Gefälligkeitsgutachterin, der Skandal sei eigentlich gar keiner. Punkt.

In der Waldau schasste die Parteisoldatin ohne Angabe von Gründen zuerst den unbescholtenen Direktor Dienste und Betriebe; in-

stalliert wurde eine Studienkollegin (lic. iur.), intern «Helfershelferin» genannt. Am 22. Februar war Strik an der Reihe. Zu ihren Motiven verweigert Mader weiterhin jede Auskunft. Aus dem Innern der perplexen Fakultät heisst es, die neue Direktorin werfe ihrem Geschäftsleitungsmitglied ungenügende Leistungen (Strik wurde noch 2010 ausdrücklich «wegen guter Leistungen» in eine höhere Gehaltsklasse befördert!), Missachtung von Anweisungen und Störung des Klimas vor. Offenbar wurde neben den ordentlichen Personalakten ein «Geheimordner» mit angeblich belastendem «Material» angelegt. Am 25. April, bevor die zuständige Universität sich geäussert hat, verkündete Mader per Rundbrief, dass «eine weitere Zusammenarbeit mit Prof. Werner Strik keine Option» sei.

Damit hat die forsche Frau die Lunte einer grossen Sprengladung gezündet. Zwar setzte der geneigte *Bund*, offenbar wie gewünscht, exakt tags darauf zur endgültigen Vernichtung von Striks Ruf an: «Ein Professor, der polarisiert». Aus dem Altersexil in Chile schoss der unterlegene Sozialpsychiater im Text seine späten Giftpfeile ab.

Die Fachwelt aber protestierte bei Uni-Rektor Täuber. Der Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Biologische Psychiatrie, Prof. Martin Hatzinger, wehrte sich brieflich für den «fachlich kompetenten und engagierten Kollegen» Strik. Ebenso Professor Peter Falkai (Göttingen), Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde, der Strik als «integre Persönlichkeit, erfolgreichen Wissenschaftler und guten Arzt» qualifizierte. Andreas Papsotiropoulos, Professor für molekulare Neurowissenschaften in Basel, sagte ein Gastreferat



Proteste aus der Fachwelt: Uni-Rektor Täuber.



Lunte gezündet: UPD-Vorsitzende Mader (SP).



Patient ab 1929: Walser.

in Bern ab: «Es ist mir unmöglich, in Bern einen Vortrag über psychiatrische Forschung zu halten.» Aus Solidarität mit Strik verweigerte auch Volker Arolt, Klinikdirektor im deutschen Münster, seinen Gastauftritt: «Ich kann angesichts der Vorgänge an der Berner Psychiat-

rischen Universitätsklinik [...] nicht einfach zur Tagesordnung übergehen.»

Neben Pflegefachleuten, die sich wehren, fordern 68 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der UPD per Brief die «sofortige Wiedereinsetzung» Striks, sofern «keine schwerwiegenden Gründe» genannt werden könnten. Bereits haben viele Ärzte vorsorglich Zwischenzeugnisse angefordert, um ihren Abgang aus der Klinik vorzubereiten, was Chefin Mader bestätigt: Dies sei «in einer entsprechenden Situation in einem Unternehmen normal». Matto regiert.

Der Ruf der Institution ist ramponiert; die juristisch-politischen Zeitbomben ticken noch. Strik, der auf der UPD-Website noch immer mit Bild und Funktion (Direktor Psychiatrie, Mitglied der Geschäftsleitung) geführt



1930–1932: Glauser.

wird, ist – fristlos – auch die privatärztliche Betreuung seiner langjährigen Patienten untersagt worden, was nicht rechtens ist und wohl Nachspiele haben wird. Zweitens hat Mader mit der «Freistellung» des Professors ihre Kompetenzen weit überschritten und damit sich und die Universität in die rechtliche Klemme manövriert. Gemäss dem Vertrag über das Verhältnis zwischen UPD und Universität (Paragraf 5.2.4.1 und 5.2.4.2) hätte Mader eine personelle Mutation zwingend «vorgängig» der Universitätsleitung vorlegen und mit ihr «alternative Lösungen» suchen müssen. Ob dies geschehen ist und was vor dem Antrag vom 22. Februar besprochen wurde, wollen weder Rektor Martin Täuber noch Uni-Chefjurist Christoph Pappa, noch Regula Mader sagen.

Das Dilemma ist unausweichlich: Falls Mader das Plazet der Universität eingeholt hat (das konspirative «Veranda»-Essen mit Täuber von Ende Januar könnte so gedeutet werden), dann hat der Rektor hinter den Kulissen mitgespielt und zeichnet jetzt im Namen der Alma Mater



1895 interniert: Wölfli.

verantwortlich für die willkürliche Suspension eines anerkannten Wissenschaftlers (und Fakultätskollegen) sowie für alle unangenehmen, auch international beobachteten Konsequenzen, die seine Institution ereilen werden.

Falls Mader jedoch eigenmächtig gehandelt hat (dafür spricht, dass die Universität sich sehr schwertut mit einem Entscheid, der schon auf «nach Ostern» angekündigt worden war und jetzt auf «vor den Sommerferien» verschoben wird), dann muss ein Verfahren gegen Mader eingeleitet werden, zum Beispiel wegen Amtsmissbrauchs oder anderer Verfehlungen. Dann müsste erstens Strik rehabilitiert werden und auf seinen Posten zurückkehren können – und zweitens Mader die Waldau via Hintertür verlassen.

Wie immer und wann immer die ratlose Führung der Universität Bern entscheidet: Das letzte Wort in dieser Affäre wird dieser Spruch nicht sein. Zuständig für einen Rekurs ist der Berner Regierungsrat. Dann ist Philippe Perrenoud wieder an der Reihe. Und anschliessend die parlamentarischen Aufseher. ○



RADIO
MONTE
CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

High Noon im Sex-Milieu

Die Auswüchse in der Basler Rotlichtszene sind auch eine Folge der offenen Grenzen. Während die Preise in der Prostitution erodieren, erschliesst die Halb- und Unterwelt neue Märkte. Zum Beispiel auf dem Strassenstrich oder im Drogenhandel. *Von Alex Baur*

Amanda (richtiger Name unbekannt) ist schön, 25 Jahre jung (nach eigenen Angaben) und willig. Für 200 Franken, erklärt sie an der Bar des «Roten Katers» nach einem entspannten Geplauder, in dessen Verlauf ihre Hände bisweilen wie zufällig über die Oberschenkel des Gastes irren, für 200 Franken könnte er eine unvergessliche halbe Stunde mit ihr auf dem Zimmer verbringen. Der Preis wäre verhandelbar, signalisiert sie, allenfalls würde sie es auch für die Hälfte tun. Das wäre dann eine Viertelstunde. Aber schliesslich wird die Zeit hier nicht mit der Stoppuhr gemessen.

Amanda stammt aus Ungarn, und ihre Geschichte ist geradezu typisch für Prostituierte, wie sie heute in den sogenannten Kontaktbars an der Webergasse in Kleinbasel anzutreffen sind. Amanda sieht sich nicht als Professionelle. Seit zwei Jahren schaffe sie hier mehr oder weniger regelmässig an, so erzählt sie, ihre kleine Tochter habe sie bei ihrer Mutter zurückgelassen. Aber nur vorübergehend. Eigentlich suche sie hier einen festen Partner. Bis es so weit ist, nimmt sie den Liebeslohn gerne entgegen. Wenn es gut läuft, verdient sie im «Roten Kater» in einer einzigen Nacht mehr, als sie in Ungarn für einen Monat Arbeit am Fließband bekam.

Da wäre nur noch ein Detail: Wenn der Gast mit ihr aufs Zimmer gehen will, muss er Amanda vorweg mit einem «Piccolo» in Stimmung bringen, mit einer Miniflasche Champagner. Das wäre dann noch ein Fünfziger. Für den Wirt. Eine ungeschriebene Hausregel im «Roten Kater», an die sich hier alle halten, will das so. Die geschriebenen Gesetze verbieten zwar derartige Geschäftsmodelle. Doch das Rotlichtmilieu hat seine eigenen Gesetze.

Die Rechnung ist schnell gemacht. Udo Spielmann, der Pächter, zahlt dem Besitzer, dem stadtbekanntem «Milieu-König» Beat Emmenegger, monatlich 30 000 Franken Miete. Zur knapp 50-Quadratmeter-Bar gehören elf Zimmer, die meisten ohne eigenes Bad, die Spielmann gemäss Insidern für 250 Franken pro Woche an Prostituierte vermietet. Sofern alle Zimmer permanent besetzt sind, ergibt das 11 000 Franken Mieteinnahmen.

Es wären demnach monatlich noch 19 000 Franken für die Pacht offen. Mit der kleinen Bar allein, so ein erfahrener Wirt, liesse sich dieser Betrag kaum generieren. Udo Spielmann, ein ehemaliger deutscher Polizist, der nebenbei noch eine Überwachungsfirma betreibt, ist auf Zusatzeinkünfte angewiesen.

Hier liegt laut Szenekennern das Problem. Seit der Öffnung der Grenzen sind mit der massiven Zuwanderung von Prostituierten aus Osteuropa und Grenzgängerinnen aus dem nahen Frankreich die Preise geschmolzen wie das Eis an der Sonne. Das Angebot wurde zugleich massiv ausgeweitet, was zu einem knallharten Verdrängungskampf unter den etablierten Rotlichtbetrieben führte. Und dieser werde bisweilen auch mit halblegalen oder illegalen Methoden ausgefochten.

Gewalt, Drogenhandel, Strassenstrich

Der Verdrängungskampf hinter den Kulissen ging einher mit den sichtbaren Auswüchsen im Kleinbasler Milieu. Seit Jahren beklagen sich Anwohner über mehr Gewalt, Lärm, Drogenhandel und Strassenprostitution. Bereits im September 2009 beschwerten sich sogar neun Betreiber von Kontaktbars, angeführt von Beat Emmenegger, mit einer gemeinsamen Protestnote an die Adresse von Regierungsrat Hanspeter Gass (FDP) über die «Misszustände im Quartier» und forderten «eine verstärkte Polizeipräsenz».

Sollte das Schreiben der Puff-Wirte bloss von den eigenen Problemen ablenken? Ein erfahrener Basler Polizist, welcher der *Weltwoche* unter Zusage des Quellenschutzes Red und Antwort stand, billigt den Wirten zu, dass sie

es durchaus ernst meinten. Die meisten zumindest. Die drohende Verslumung der Sex-Szene sei schädlich für ihr Geschäft, weil sie gutbetuchte Kundschaft vertreibe. Das «Biotop an der Webergasse» sei eine eigene Welt. Die Behörden hätten da und dort – etwa bei der notorischen Missachtung des Rauchverbots – beide Augen zugedrückt, so lange die Milieu-Wirte selber für Ordnung sorgten. Allerdings gäbe es in jüngerer Zeit Hinweise, wonach die «ungesunden Exzesse» in den Bereichen Kokain und Strassenprostitution auf die etablierten Milieu-Kreise übergriffen.

Ein Problem ortet der Polizist auch bei der Zusammenarbeit innerhalb der Behörden. Insbesondere die Koordination zwischen Bau- und Polizeidepartement funktioniere nicht immer. Das Basler Rotlichtmilieu sei relativ übersichtlich: «In einem Kanton, den man mit dem Auto in einer Viertelstunde durchqueren kann, kennt man sich.» Das habe Vorteile. Auf den Schutz der grosstädtischen Anonymität könne sich hier keiner verlassen. Die Nähe hat allerdings auch Schattenseiten. In einer Stadt, in der ein Richter nebenbei als Bordellbesitzer fungiert (*Weltwoche* Nr. 36/11) und die Chefbeamtin, welche die Wirte-Bewilligungen erteilt, mit dem Milieu-König in die Ferien reist (Nr. 21/12), ist auf die Behörden nur bedingter Verlass. ○



Unvergessliche halbe Stunde mit Amanda für 200 Franken: Kontaktbar «Roter Kater» in Basel.

Das Märchen vom Ende des Öls

Öl aus Schiefergestein. Öl aus Sandschichten. Öl aus der Tiefsee. Öl aus eigentlich stillgelegten Erdölfeldern. Dank technischer Innovationen sind immer mehr Reserven des schwarzen Goldes zugänglich. Das Ende des fossilen Zeitalters ist in weite Ferne gerückt. *Von Alex Reichmuth*

In einem Punkt scheinen sich Schweizer Energieexperten einig zu sein: Das Zeitalter der fossilen Brennstoffe sei bald zu Ende. Die Welt habe beim Öl und beim Gas das Fördermaximum erreicht, sagte Geri Müller, Präsident der Schweizerischen Energie-Stiftung und Nationalrat der Grünen, vor kurzem in einer Fernsehdiskussion. Die fossilen Energieträger gingen in absehbarer Zeit zur Neige, ist Eduard Kiener überzeugt, ehemaliger Direktor des Bundesamts für Energie. Auch für den Historiker Daniele Ganser, so etwas wie der landesweit oberste Warner vor dem Ölfördermaximum, ist der sogenannte Peak Oil ein Faktum: «Wir müssen das Erdöl verlassen, bevor es uns verlässt.» Dem schloss sich Bundesrätin Doris Leuthard an, als sie im April ihre Strategie für die Energiewende vorstellte. «Wir können nicht Ressourcen verbrauchen, die wir weltweit nicht haben», verteidigte die Energieministerin die angestrebte Reduktion von fossilen Brennstoffen.

Unsere Energieexperten haben offenbar keine Ahnung, wie es um die Vorräte an fossilen Brennstoffen wirklich steht. Kohle gibt es noch für Jahrhunderte. Die Gasförderung steht wegen neuartigen Schiefergases vor einem Boom. Und auch beim Öl, dessen Knappheit am häufigsten heraufbeschworen wird, zeichnet sich auf Jahrzehnte hinaus kein Produktionsrückgang ab. Im Gegenteil: Dank technischer Innovation sind gewaltige Mengen an Öl zugänglich geworden, die bis vor kurzem noch nicht nutzbar waren.

«Eindrucksvolle Entwicklungen»

Vor wenigen Tagen wartete Anu K. Mittal vom amerikanischen Government Accountability Office (GAO), einem Organ des US-Kongresses, mit einer fantastisch anmutenden Meldung auf: Die Green-River-Formation, das grösste Schieferölreservoir der Welt in den US-Bundesstaaten Wyoming, Utah und Colorado, birgt geschätzte drei Billionen Fass Öl (ein Fass entspricht 159 Litern). Etwa die Hälfte davon sei förderbar. Diese Menge ist ungefähr gleich gross wie die gesamten nachgewiesenen (konventionellen) Ölvorräte – weltweit. Und sie ist rund anderthalbmal so gross wie die Ölmenge, welche die Menschheit bisher verbraucht hat.

So sensationell die Mitteilung klingt, überraschend kommt sie nicht. In den letzten Jahren häufen sich Meldungen über gigantische Ölvorräte, die mittels neuartiger Förder-

methoden nach und nach zugänglich werden. «Die Vorstellung eines Maximums bei der Erdölförderung wurde in North Dakota begraben», hiess es bei der Bank Citigroup, weil in den Gesteinen des US-Bundesstaats, der sogenannten Bakken-Formation, gewaltige Ölreserven nachgewiesen wurden. «Die Debatte über den Peak Oil hat in den vergangenen drei Jahren ein grosses Stück an Bedeutung verloren», sagte angesichts solcher Meldungen Antonio Brufau von der spanischen Ölfirma Repsol im letzten Dezember. Und für Noé van Hulst, Direktor der Europäischen Energieakademie, ist es eine «unbestreitbare Tatsache», dass die Barrieren der Ölförderung «durch eindrucksvolle technologische Entwicklungen in der Ölindustrie immer weiter nach hinten verschoben werden».

Die Befürchtung, das Ölfördermaximum sei bald erreicht und der Stoff werde rasch knapp, ist dennoch populär – vor allem in Europa. Mantrahaft wiederholen die Anhänger der Peak-Oil-Bewegung, dass bald Verteilungskämpfe um die letzten Ölvorräte losgingen. Dabei ist

es nun bereits das fünfte Mal seit Beginn des Ölzeitalters, dass dessen baldiges Ende ausgerufen wird – wie der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Daniel Yergin in seinem Buch «The Quest» ausführt.

Zum ersten Mal wurde der Peak Oil 1885 in Amerika verkündet. Er trat aber nicht ein, weil neue Ölfelder in Kansas, Oklahoma und Texas auftauchten. Nach dem Ersten Weltkrieg glaubte man in den USA wegen einer Verfünffachung der zugelassenen Autos erneut an ein baldiges Ende des Öls. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die USA zum ersten Mal mehr Öl importierten als exportierten, wurde der Peak Oil erneut ausgerufen. Wegen der Entdeckung riesiger Ölvorkommen im Nahen Osten trat er auch diesmal nicht ein. Der Ölschock von 1973, als die Organisation der erdölexportierenden Länder (Opec) die Förderung aus politischen Gründen drosselte, liess die Preise explodieren, die Angst vor dem Ende des Ölzeitalters wuchs. Doch die Versorgungslage entspannte sich wieder. In den 1980er Jahren war es auch vorbei mit den hohen Ölpreisen.



Es hat, solange es hat: Ölförderung im Nordwesten Chinas.

Die Chancen stehen sehr gut, dass auch der jüngste verkündete Peak Oil nicht eintritt. Diesmal ist die Angst vor einem Ölengpass durch die gestiegene Nachfrage in den Schwellenländern verursacht. Die heftigen Preisanstiege der letzten Jahre gelten als Indiz des knapper werdenden Öls – zu Unrecht. Schuld an hohen Preisen ist nicht geologisch bedingte Ölknappheit, sondern sind (neben Nachfragesteigerungen) politische Probleme mit Libyen oder dem Iran. Es fehlt wegen jahrzehntelang tiefer Ölpreise an Personal, Ausrüstung und Fachwissen, um das Angebot rasch auszuweiten. Mittelfristig werden die gestiegenen Preise für Abhilfe sorgen. Denn wegen hoher Preise wird der Abbau von Ölvorräten lukrativ, der bisher noch ein Verlustgeschäft war.

Die Vorräte sind gewaltig

Konkret sorgen folgende Entwicklungen dafür, dass in den nächsten Jahrzehnten geradezu eine Ölschwemme ansteht:

— Alte Ölfelder können dank raffinierterer Fördertechnik besser ausgebeutet werden. Bisher konnte man im Schnitt nur 35 Prozent der Vorräte in Ölfeldern fördern. Bereits stillgelegte Ölfelder können darum erneut angezapft werden. Moderne Sensoren, die in die Felder hinabgelassen werden, liefern Daten, wo Vorräte lagern.

— Dank besserer Bohrtechnik wird die Offshore-Ölgewinnung immer ausgedehnter. Man kann Ölfelder ausbeuten, die im Meeresboden unter mehreren tausend Metern Wasser

liegen. Wer meint, das gehe mit immer grösseren Nachteilen für die Natur einher, irrt: Die Ölindustrie hat die Risiken je länger, je besser im Griff und sorgt dafür, dass immer weniger Öl in die Meere gelangt.

— Speziell die Offshore-Förderung von Öl unter Salzschiechten (*pre-salt*) verheisst viel. Davon profitiert bis jetzt vor allem Brasilien, vor dessen Küsten sich eine 800 Kilometer lange Zone mit solchem Öl erstreckt. Bis vor kurzem war

Seit 1885 ist es nun bereits das fünfte Mal, dass das Ende des Ölzeitalters ausgerufen wird.

es kaum möglich, diese Ölfelder aufzuspüren, weil die darüber liegende Salzschiecht die Ortungssignale zerstreute. Dank neuer mathematischer Verfahren kann man nun aber quasi durch das Salz hindurchschauen.

— Vor allem Kanada besitzt gewaltige Vorräte an sogenanntem Ölsand. Dieser enthält ein asphaltähnliches Bitumen. Dank jahrzehntelanger Forschung ist es heute möglich, daraus zu wirtschaftlich profitablen Bedingungen Öl zu gewinnen. Im Orinoco-Gürtel Venezuelas gibt es ähnliche Ölvorkommen, ebenfalls gigantischen Ausmasses. Die weltweiten Ölsand-Reserven sind schätzungsweise fast doppelt so gross wie die gesamte Menge bisher verbrauchten Öls. Bis jetzt sind aber erst etwa zehn Prozent davon technisch und wirtschaftlich nutzbar.

— Dank neuartiger Technik (horizontales Bohren, hydraulisches Brechen), die bereits Schiefergas förderbar gemacht hat, können auch sogenanntes dichtes Öl (*tight oil*) und Schieferöl abgebaut werden. Nebst den eingangs erwähnten Vorkommen in der Green-River-Formation und der Bakken-Formation gibt es in Nordamerika zahlreiche weitere Vorkommen. *Tight oil* kommt aber auch in anderen Weltgegenden vor, etwa in Westsibirien oder im Nahen Osten.

— Mittels neuartiger Methoden, Gas und Kohle zu verflüssigen, könnte selbst dann ölähnlicher Brennstoff produziert werden, wenn Öl trotz aller neuen Vorkommen knapp werden sollte.

US-Produktion um elf Prozent gestiegen

Gemäss Schätzungen sind die weltweiten Ölvorräte theoretisch etwa fünfmal so gross wie alles bisher verbrauchte Öl. Weil aber erst ein Teil davon technisch und wirtschaftlich nutzbar ist, zählt diese Menge nur teilweise zu den ausgewiesenen Reserven. Ein noch grösseres theoretisches Potenzial stellt sogenannter Ölschiefer dar (nicht zu verwechseln mit Schieferöl). Die Natur braucht Millionen von Jahren, um dieses Gestein in Öl umzuwandeln. Gelänge es, diesen Prozess technisch auf einige Jahre zu verkürzen, wäre die Ölversorgung wohl auf Jahrhunderte hinaus gesichert. Entsprechende Techniken fehlen heute aber noch.

Die neue Ölschwemme macht sich immer deutlicher bemerkbar. Die amerikanische Ölförderung etwa, die seit 1970 stetig zurückgegangen war (von fast zehn Millionen Fass pro Tag auf gut fünf Millionen 2008), ist in nur zwei Jahren wieder um elf Prozent gestiegen. Weltweit hat sich die Ölproduktion seit 1980 um dreissig Prozent erhöht. Dennoch haben sich die nachgewiesenen Ölreserven, die zu wirtschaftlichen Bedingungen abgebaut werden können, seither verdoppelt – von 668 Milliarden Fass (1980) auf 1383 Milliarden Fass (2010). Die bekannten Ölvorräte reichen darum für weitere 46 Jahre statt nur für 29 Jahre.

Die Anhänger der Peak-Oil-These berufen sich gerne auf den Amerikaner M. King Hubbert. Dieser hatte 1956 das amerikanische Maximum der Ölförderung für die Periode von 1965 bis 1970 vorausgesagt – und hatte damit recht, wie sich hinterher zeigte. Was aber gerne vergessen geht: Ansonsten lag Hubbert falsch. Er proklamierte einen raschen Rückgang der US-Produktion nach dem Fördermaximum. 2010 lag die US-Produktion aber rund viermal höher, als der Geologe prophezeit hatte. Sie ist nun, wie erwähnt, sogar wieder am Steigen. Hubbert hatte bei seinen Berechnungen den technologischen Fortschritt und die Wirkung höherer Preise ausser Acht gelassen.



Daniel Yergin: The Quest. The Penguin Press, 2011

Kraftfutter für den Geist

Der *Playboy* gilt als frauenfeindlich, kitschig und irrelevant. Welch gigantischer Irrtum! Seit 1953 versammelt Hugh Hefner Granden aus Kultur, Politik und Showbiz zu einem inspirierenden Feuerwerk. Nun drohen im einst auflagestärksten US-Verlag die Lichter auszugehen. *Von Urs Gehriger*



Intellektuelles Bettgeflüster: Verleger Hugh Hefner, umgeben von Bunnys, im Chicagoer Key Club, 1960.

Es gibt Ereignisse in der Jugend, die brennen sich unauslöschlich ins Gedächtnis ein; die erste selbständige Fahrt auf einem Velo zum Beispiel, die erste zerschlagene Scheibe oder der erste James-Dean-Film. Auch jener Winter nachmittag 1979 gehört dazu. Tagelang hatte man im kleinen Kreis Schlachtpläne ausgeheckt, Geld zusammengelegt, bis schliesslich der Kühnste unter den Freunden sich zum Berner Bahnhofskiosk vorwagte und mit trockener Kehle stammelte: «Den *Playboy*, bitte!»

Viel ist vom Heft nicht in Erinnerung geblieben, ausser dass das Playmate Candy hiess und aus Kansas kam. Nach ein paar flüchtigen Blicken verschwand das begehrte Objekt, aufgerollt und mit einem *Gummeli* fixiert, in der Jacke eines Freundes. Reihum sollte der *Playboy* die Runde machen, doch die Übergabe verzögerte sich. Immer wieder liess der aktuelle Besitzer wissen, er habe das Heft noch nicht «fertiggelesen», was stets heiteres Gelächter auslöste, bis eines Tages eine niederschmetternde Botschaft dem Warten ein Ende machte: Der *Playboy* sei aus einem heimischen Versteck verschwunden, mutmasslich konfisziert von wachsamem Eltern.

Letzte Woche hat eine Zeitungsmeldung Erinnerungen an den verschollenen *Playboy* geweckt. Die *Playboy*-Redaktion schliesse ihr Hauptquartier in Chicago, wo die Zeitschrift vor fast sechzig Jahren gegründet worden war, stand da geschrieben. Der *Playboy* stecke seit geraumer Zeit in Schwierigkeiten. Die Auflage sei auf 1,5 Millionen gesunken, die Werbeeinnahmen zuletzt um 44 Prozent eingebrochen.

Die Berichte lasen sich wie Nachrufe, tiefend vor Wehmut. Von einzigartigem Stil, vorzüglichen Texten, gar von einer Hochblüte der Literatur wurde berichtet. «Es gibt nichts wie den *Playboy*, und es wird nie mehr etwas Ähnliches geben», schrieb das *Prospect*-Magazin. Das klang erstaunlich, gilt das Magazin im hiesigen Bildungsbürgertum doch abwechselungsweise als frauenfeindlich, kitschig oder irrelevant oder alles zusammen. Als Gipfel der Peinlichkeit werden die als Hasen verkleideten Frauen empfunden, die sich dem *Playboy*-Chef Hugh Hefner, trotz gealterter Brust stets

in einen seidenen Morgenmantel gewandet, zu Füssen räkelten.

Was also hat da gestandene Journalisten in nostalgische Schwärmerei versetzt? Eine Spur zum Mysterium verspricht das Internetportal www.iplayboy.com, wo für siebzig Franken Einlass ins Archiv gewährt wird: Sämtliche fast 700 Ausgaben, über 130 000 Seiten *Playboy*, sind dort innert Sekunden aufrufbar.

Wir machen die Probe aufs Exempel und landen per Zufallsklick im Dezember 1968. Auf dem Cover steht eine (angezogene) Frau, welche man mittels elektrischer Lämpchen zu einem leuchtenden Weihnachtsbaum verwandelt hat. Darum herum arrangiert ein Bouquet von Namen, die jedem Literaturfreund das Herz zum Glühen bringen: Truman Capote, Georges Simenon, John Updike, Allen Ginsberg, Arthur Miller, Henry Miller, welche im Heft ein «Symposium über Kreativität» veranstalten.

«Es gibt nichts wie den *Playboy*, und es wird nie mehr etwas Ähnliches geben.»

Dazu Kurzgeschichten, ein Artikel über Pazifismus in Amerika, Erinnerungen an Hemingway («My Papa, Papa»), verfasst von seinem Sohn Patrick, sowie ein Essay mit dem Titel: «Wie Maschinen unser Leben verändern werden». Und, fast hätte man es vergessen: das Playmate des Monats Cynthia Myers (welche wenig später in Russ Meyers Film «Beyond the Valley of the Dolls» Kultstatus erlangen sollte), flankiert von einem Interview mit Eldridge Cleaver, den revolutionären Gründer der Black Panther, und der ersten englischen Übersetzung von Goethes Gedicht «Das Tagebuch».

Es stockt einem der Atem. Welch inspirierendes Feuerwerk, welch Fest des Lebens! Und sofort stellt sich die Frage, welch schelmisch brillantes Konzept wohl dem Mix aus Geist und Sinnlichkeit zugrunde liegt? Eine Zeitreise weitere fünfzehn Jahre zurück gibt Aufschluss: Dezember 1953, die erste Ausgabe des *Playboy*. Auf dem Cover eine Ankündigung: «Zum ersten Mal in einer Zeitschrift, in voller Farbe, Ma-

ilyn Monroe nackt» – die mit erhobener Hand entgegenwinkt. Kaum öffnet man das Heft, pfeift einem ein Warnschuss um die Ohren: «Wenn Sie jemandem Schwester, Frau oder Schwiegermutter sind und uns per Zufall in die Hand gekriegt haben, reichen Sie uns bitte an den Mann an Ihrer Seite weiter, und widmen Sie sich wieder Ihrem Haushaltsmagazin.»

Junge Frauen mit Heftklammern

Das Heft war eine Zangengeburt. Hugh Hefner hatte es am Küchentisch seiner Chicagoer Jungesellenwohnung entworfen, mittels 6000 geborgter Dollar, davon tausend von der eigenen Mutter, und ein paar Monroe-Bildern, die er trickreich von einer Kalenderfirma erworben hatte.

Ob es für *Playboy* nach Marilyn eine Zukunft geben würde, war Ende 1953 alles andere als klar. «Wir waren derart abgebrannt, wir hatten keine Ahnung, ob es jemals für eine zweite Ausgabe reicht», erinnerte sich Hefner Jahre später. Doch der *Playboy*, der «Unterhaltung für Männer» versprach, war ein Kassenschlager. Innerhalb weniger Tage waren 54 000 Testexemplare vergriffen. Sechs Jahre später war der *Playboy* das auflagenstärkste Magazin der USA.

Die Nachfolgerinnen von Marilyn Monroe, die in der Heftmitte, dem *centerfold*, Monat für Monat grossformatig ihre Reize präsentierten, wurden zunächst «Sweetheart of the Month» genannt, bevor sie zum «Playmate» wurden. Als Ikonen der Popkultur zwinkerten sie bald jedem Soldaten und Fabrikarbeiter aus dem Spind entgegen. Eine ganze Generation von Männern, hiess es im Nachhinein, sei in der Überzeugung aufgewachsen, dass junge Frauen in der Mitte eine Heftklammer hätten.

Dieser Spruch zeugt von grenzenloser Einfältigkeit, wie die Recherche im *Playboy*-Archiv belegt. Zunächst überrascht einen die gepflegte Sprache, wenn man den *Playboy* liest. Jawohl, «liest». Denn schon in der ersten Ausgabe zeigten von vierundvierzig Seiten Heftumfang lediglich sieben Seiten (halb)nackte Haut. Wer das Heft bloss wegen Marilyn gekauft hatte, sparte sich fortan das Geld. Geboten wurde vor allem geistiges Kraftfutter für

Playboy-Perlen

«Ich habe vielen Frauen mit lüsternen Blicken nachgeschaut und in meinem Herzen oft Ehebruch begangen. Gott sieht, dass ich es tue – und getan habe –, und er vergibt mir.»
Jimmy Carter, 1976

«Als wir den ersten Walkman entwickelten, sagten viele unserer Verkäufer, ein so kleines Gerät liesse sich nicht verkaufen.»
Akio Morita,
Sony-Gründer, 1982



«Ich weigere mich, die Rolling Stones Künstler zu nennen. Ich verachte Rock 'n' Roll. Er ist hässlich.»

Marlon Brando, 1979 (Bild)

«Wir können nicht plötzlich auf die Knie fallen und alles den Schwarzen-Führern übergeben. Ich glaube an die weisse Vorherrschaft, bis die Schwarzen so weit gebildet sind, dass sie verantwortungsvoll handeln.»

John Wayne, 1971



«Gibt es irgendjemanden in der Literaturszene, den ich wirklich grossartig finde? Ja, Truman Capote.»

Truman Capote, 1968 (Bild)

«Ich habe das Boxen zu seiner Urform zurückgeführt. Töte oder werde getötet. Das ist, was die Zuschauer wollen. Und sie haben mich dafür bezahlt. Die Menschen haben Angst, dass ich sie als das entlarve, was sie sind: Heuchler.»

Mike Tyson, 1998 >>>



Ikonen der Popkultur: Playboy-Building, 1949.

das Gemüt: ein Ausschnitt aus Boccaccios «Decamerone», Ambrose Bierces meditative Geschichte «A Horseman in the Sky», ein Jazz-Artikel über die Dorsey Brothers und eine Diskussion über Luxus-Gadgets wie in Kalbsleder eingefasste stählerne Eiskübel.

Ablenkung im Atomzeitalter

«Im *Playboy* ging es nie wirklich um nackte Frauen», sagt Reed Johnson, Kulturjournalist bei der *Los Angeles Times* und lebenslanger *Playboy*-Leser. «Wer etwas Haut sehen wollte, für den gab es in den Schmuddelmagazinen der Eisenhower-Ära – *Escapade*, *Caper*, *Carnival* – genügend zu glotzen.» Männermagazine boten damals grobkörnige Schwarzweissaufnahmen von Stripperinnen und Artikel über Männer, die wilde Tiere und Bösewichte erlegten.

Diese Freiluft-Romantik war Hefner zutiefst zuwider. Als er den *Playboy* gründete, gab es in den USA keine nennenswerte Gegenkultur. Die Beatniks waren Jahre weit weg, und

Elvis fuhr noch im Lastwagen durch Memphis. Kommunisten-Jäger Joe McCarthy durchleuchtete das Gewissen der Amerikaner, und die Atombombe schlug die Geister in ihren Bann, wie der *Playboy* in seiner ersten Ausgabe schrieb: «Wenn wir dem amerikanischen Mann ein paar Extra-Lacher und ein wenig Ablenkung von den Sorgen des Atomzeitalters beschere können, fühlen wir, dass unsere Existenz berechtigt ist.»

Doch das war tiefgestapelt. Was Hefner und seine Crew boten, war nicht lapidare Zerstreung, sondern einen Unterhaltungsmix der Extraklasse. Die ästhetische Befriedigung erotischer Wunschträume nahm nie mehr als zehn Prozent des Heftumfangs ein. Hefners Credo, das er im ersten Heft deklarierte, lautete: «Wir lieben unser Appartement. Wir geniessen es, Cocktails zu mixen und ein, zwei Hors d'œuvres zu naschen, stimmungsvolle Musik auf den Plattenteller zu legen und eine weibliche Bekanntschaft auf eine ruhige Diskussion einzuladen, über Picasso, Nietzsche, Jazz und Sex.»

Was ihm vorschwebte war eine Art intellektuelles Bettgeflüster, wobei er sich in der Pionierphase nie scheute, neue Grenzen auszuloten. Bereits in der zweiten Nummer brachte er einen Vorabdruck von Ray Bradburys beklemmendem Zukunftsroman «Fahrenheit 451». Das Stück, 1966 von François Truffaut verfilmt, spielt in einem Überwachungsstaat, in dem es als schweres Verbrechen gilt, Bücher zu besitzen oder zu lesen.

Innerhalb dreier Jahre hatte Hefner bereits eine Gilde von Hommes de Lettres im Heft versammelt, die von John Steinbeck über Erskine Caldwell, Roald Dahl bis Evelyn Waugh reichte und deren Texte sich seitenlang um Reklamen für Tabakpfeifen und Bongo-Trommeln zu \$16.95 («Bloss ein Schlag, und du weisst, dass sie wirklich echt sind») wanden. In der Januar-Ausgabe 1957, bereits auf achtzig Seiten angewachsen, waren bisher unveröffentlichte Picasso-Zeichnungen zu bewundern. Und zu Weihnachten 1959 präsentierte der *Playboy* den Erstabdruck von Jack Kerouacs «Before the Road»: die frühen Abenteuer des Dean Moriarty,

des Helden von Kerouacs Kultwerk «On the Road».

Neben zeitgenössischer Literatur entdeckt man von der ersten Ausgabe an auch jede Menge Artikel über Architektur, Design, Rotwein und Fleischzubereitung. «Hefner erfand den «Mann des Innenraumes» neu», so die Kulturwissenschaftlerin Beatriz Preciado. In ihrer soeben erschienenen Studie «Pornotopia» attestiert sie dem Heft eine subversive, emanzipatorische Dynamik. Sie beschreibt, wie in der Vorstadtidylle der amerikanischen Nachkriegsjahre der Zement des «heterosexuellen Imperativs» gerührt wurde: Einfamilienhaus, Auto, klar definierte Geschlechterrollen. Hefner war entschlossen, die Konventionen mit sinnlichem Feuer und geistiger Stimulanz zu durchbrechen.

Die Playmates waren nach Hefners Vorstellung genau das, was ihr Name sagt: «Gespielinnen». Preciado bezeichnet sie als «Frauen zwischen den Polen Ehefrau und Prostituierte, welche Spass am erotischen Abenteuer haben und dieses zwanglos suchen». Für den typischen *Playboy*-Leser waren die Bunnys allerdings bloss ein Grund, oft der erste, um den *Playboy* zu kaufen. «Das Erotischste an diesen goldenen Zeiten», so erinnert sich Charles

Hefner war entschlossen, mit geistiger Stimulanz die Konventionen zu durchbrechen.

Taylor, Kolumnist der US-Zeitschrift *Salon*, «waren diese wunderbaren Seiten nicht unterbrochener, dreispaltiger Texte. Keine Grafiken, keine Tabellen, keine Zwischentitel, bloss eine einzige ebenmässige Buchstabenlandschaft.»

Offenbar gingen die damals verantwortlichen Verleger davon aus, dass, wer ein Magazin kauft, es auch tatsächlich lesen will. Und die Leser dankten es ihnen, indem sie Monat für Monat noch zahlreicher an den Kiosk pilgerten. Auf 7,5 Millionen wuchs die Kundenschaft in den siebziger Jahren an. Unter der Dramaturgie Hefners, der sein Imperium im

Playboy-Perlen

«Die menschliche Rasse könnte ausgestorben sein, bevor dieses Jahrhundert zu Ende ist.»

Bertrand Russell, 1963

«George Washington wurde von den Briten als Terrorist bezeichnet. Die Nazis bezeichneten de Gaulle als Terroristen. Ich bin ein Freiheitskämpfer.»

Jassir Arafat, 1988

«Schau, Mensch, ich bin einfach nur ein Trompetenspieler.»

Miles Davis, 1962



«In meinem Alter hat man furchtbare Angst vor Impotenz. Aber ich werde mich hüten, je meine Sinnlichkeit zu verlieren – selbst auf dem Totenbett. Wenn der Arzt jung und hübsch ist, werde ich ihn in meine Arme schliessen.» **Tennessee Williams, 1973 (Bild)**

«Wenn wir uns vollstopfen mit Drogen und Alkohol, bringen wir es nicht weit in diesem Business. Mit einem Junkie kann man nicht zusammenarbeiten.» **John Belushi, 1977**



«Als ich 16 war, schlief ich mit Warren Beatty. Einfach so. Ich tat es, weil meine Freundinnen so verrückt waren nach ihm; und meine Mutter auch.» **Cher, 1988 (Bild)**

«Du gewöhnst dich ans Schiessen. Beim ersten Mal hast du Todesangst, so sehr wie der Typ, auf den du zielst. Dann wird es einfacher. Nach einer Weile stört dich die Vorstellung, jemanden abzuknallen, nicht mehr.» **50 Cent, 2004**



Zangengeburt: Marilyn Monroe, 1953.

Morgenmantel vom Bett aus regierte, stieg der *Playboy* auf zu einem der einflussreichsten Magazine der Welt. Das Aufgebot der Stars, die er in seinem Heft versammelt, gleicht einer Tafelrunde auf dem angelsächsischen Literaturolymp: Norman Mailer, Vladimir Nabokov, Joyce Carol Oates, Doris Lessing, Ian Fleming, John le Carré, Irwin Shaw, Arthur Koestler, John Irving, Kurt Vonnegut, Nadine Gordimer, T.C. Boyle, George Plimpton, David Mamet, Scott Turow, Hunter S. Thompson.

Wer sich durch die *Playboy*-Anthologie liest, ist überrascht, wie wenig sich Aufbau des Heftes und Rubriken geändert haben. Stets sind da die Partyfotos von «Hef» mit Häsinnen und Freunden. Es gibt den *Playboy*-«Advisor», eine Ratgeber-Kolumne in Sachen Kleidung, Kommunikation und Konsum. Bis heute erhalten geblieben ist auch das legendäre *Playboy*-Interview, das Filetstück des Heftes. Kaum eine Grösse aus Politik, Showbiz und Kultur, die hier nicht seitenlang Red und Antwort gestanden hätte – und sich ein Geheimnis entlocken liess. Wie US-Präsident Jimmy Carter 1979, der

«Ein Feind des Sozialismus darf in unseren Zeitungen nicht schreiben – aber wir werden dies nicht leugnen und scheinheilig Pressefreiheit verkünden, wo sie nicht existiert, wie ihr es tut.»
Fidel Castro, 1967

«Der Neger ist gefangen in einem langen und hoffnungslosen Korridor ohne Exit-Schild, in einem sozioökonomischen Schraubstock.»
Martin Luther King, 1965

«Warum schauen die Männer nicht unter die Brust, ins Herz?»
Dolly Parton, 1978



Subversive Dynamik: Madonna, 1978.

mitten im Wahlkampf um die US-Präsidentschaft öffentlich zugab, «im Herzen oft Ehebruch» zu begehen (siehe Kasten).

Als «Hure von Babylon» gebrandmarkt

Auch die seichten «Party Jokes» sind noch heute im Heft zu finden. Ebenso die ganzseitigen, gezeichneten Witze. Zu sehen ist zum Beispiel eine üppige Frau, ausgestreckt auf einer Couch, in der Hand einen Vibrator. Daneben sitzt ein verstört dreinschauender Psychiater. «Gestatten Sie», sagt die Frau in der Bildunterschrift. «Er hilft mir, mich zu öffnen.»

Dagegen konnte das gesamte Aufgebot der amerikanischen Kulturgranden nichts ausrichten. Der Ruf des *Playboy* war von Beginn weg dubios, und er wurde über die Jahre keinen Deut besser. Eine nennenswerte Auszeichnung wurde dem Heft nie zuteil. «Wir wurden als die Hure von Babylon gebrandmarkt», sagt Leopold Froehlich, gegenwärtig stellvertretender Chefredaktor. «Selbst wenn uns Jesus eine Ode an seine Eltern schriebe, würde uns die Branche ignorieren.»



«Ich bin eine Pessimistin; ich erwarte immer das Schlimmste. Wenn es nicht eintrifft, habe ich eine nette Überraschung.»
Grace Kelly, 1966 (Bild)

«Selbst die eifrigsten Umweltschützer wollen die Umweltverschmutzung nicht wirklich stoppen. Wir können es uns nicht leisten, sie zu eliminieren. Die Antwort lautet: Man darf nur die Verschmutzung zulassen, die ihren Preis wert ist.»
Milton Friedman, 1973

Die Schliessung des Chicagoer Hauptquartiers kommt nicht überraschend. Bereits 1975 war Hefner ins warme Kalifornien «ausgewandert». In der Reagan-Ära versuchten semistaatliche Pornografie-Jäger, das Magazin mit Verbrechen, abartigem Verhalten und Kinderschändung in Verbindung zu bringen. Zur selben Zeit schossen Hardcore-Hefte wie *Screw*, *Hustler* und *Penthouse* aus dem Boden und machten *Playboy* die Kunden streitig. Spätestens seit Anbruch des Internetzeitalters, in dem sich jeder seine private «Pornotopia» einrichten kann, vermochte Hefner nicht mehr mitzuhalten. Vielleicht wollte er auch nicht. *Playboy* schien einen stillen Entsch eid gefällt zu haben, seinem Metier treu zu bleiben: dem biederem, für heutige Verhältnisse beinahe keuschen Akt.

Die Soft-Strategie hat sich, trotz breitem Kulturprogramm, nicht ausgezahlt. Weil Hefner, unterdessen 86 und Viagra-resistent, die Kräfte unerbittlich aufs Äusserste strapazierend, immer noch Hasen-Partys feiert und seine Altersliege mit Blondinen drapiert, die seine Grosskinder sein könnten, nimmt man ihn eher als Porno-Peter-Pan wahr denn als einen Martin Luther King des Hedonismus. Er macht missgünstigen Kritikern ein leichtes Spiel, das Heft als «irrelevant» zu begraben.

Welch grandioses Missverständnis sich so in den Köpfen festgesetzt hat, zeigt eine letzte Stichprobe im Archiv. Via Suchfunktion steuern wir punktgenau in jenen Winter 1979 zurück, als der besagte *Playboy* vom Berner Bahnhofskiosk miraculös verschwunden war. 410 Seiten leuchten auf dem Bildschirm auf, als ob das Heft erst gestern gedruckt worden wäre. Rund um das Playmate Candy aus Kansas breitet Hefner die gesamte publizistische Spannkraft aus. «Die Menschen heute kümmern sich einen Dreck um gar nichts», zetert Marlon Brando im Interview. «Es gibt keine Kultur in diesem Land. Der letzte grosse Künstler ist vor hundert Jahren gestorben.» Wenig weiter hinten, der Pulverdampf des Hollywood-Rebellen dampft noch aus den Seiten, versammelt Boss Hefner ein Rudel ehemaliger Playmates um sich. «Ohne euch», verkündet er schmunzelnd, «wäre ich der Verleger eines Literaturmagazins.»



«Opium und Hasch und Pot – nun, diese Dinge sind keine Drogen; sie verbiegen dir bloss ein bisschen das Hirn. Ich glaube, jedes Hirn sollte sich ab und zu etwas verbiegen.»
Bob Dylan, 1966

«Im Herzen bin ich Nymphomane.»
Gabriel García Márquez, 1983

Zusammenstellung: Urs Gehrigler

Hollande und die siebzehn Frauen

Frankreichs neue Regierung besteht zur Hälfte aus Frauen. Viele von ihnen stammen nicht aus Europa. Mit dieser spektakulären Auswahl holt sich Präsident François Hollande Dynamit in sein Kabinett.

Von Stefan Brändle



«Durch die Maschen der Diskriminierung gerutscht»: Frauen im Kabinett von Präsident Hollande (rechts von Premierminister Ayrault).

Die französische Politik ist eine Männerdomäne. Als man Charles de Gaulle einmal die Einrichtung eines Frauenministeriums nahelegte, antwortete er: «Und warum nicht gleich ein Ministerium fürs Stricken?» Jacques Chirac war bei seinen Beraterinnen als «Monsieur zehn Minuten inklusive Dusche» gefürchtet, Dominique Strauss-Kahn als Liftbegleiter. «Ist die Politik, die so hart, aggressiv und grob ist, nicht in sich eher maskulin als feminin?», fragte der bürgerliche Ex-Minister Georges Tron, bevor er selber wegen sexueller Belästigung angeklagt wurde.

Vor diesem Hintergrund ist die Zusammensetzung der neuen Regierung in Paris zu sehen. Exakt die Hälfte sind Frauen: 17 von 34. Der sozialistische Staatschef François Hollande erfüllt damit ein Wahlversprechen. Die Geschlechterparität auf Exekutivebene ist in Frankreich seit Jahren ein Reizthema. Feministinnen versuchen auf diesem Weg die politischen Männerbastionen mit gesetzlichem Zwang aufzubrechen. Bei Parlamentswahlen gilt er schon auf Wahllisten: Sie müssen fünfzig Prozent Frauennamen enthalten.

Die umstrittene Fünfzig-Prozent-Quote, die sich Hollande in seiner Regierung freiwillig auferlegte, ist das Resultat eines jahrelangen, mit gutfranzösischem Temperament geführten Geschlechterkampfes. Frankreich kennt

neben – oder besser: wegen – seiner alten Machokultur eine militante Frauenbewegung. Eines der ersten und liberalsten Schwangerschaftsgesetze der Welt erging in Paris 1971 nach dem Appell der «343 Schlampen» unter Federführung von Simone de Beauvoir. Noch heute ziehen Feministinnen in Paris Kommandooperationen durch, so etwa, wenn sie Schwimmbäder entern, ihr Bikinioberteil fortwerfen und sich mit dem Ruf «Gleiche Freiheit für alle» ins Wasser stürzen.

«Können Sie ein Wildschwein jagen?»

Dieser «Krieg der Geschlechter», wie ein aktuelles Theaterstück in Paris heisst, treibt auf der Politbühne der Hauptstadt zuweilen kuriose Blüten. 1991 ernannte François Mitterrand mit Edith Cresson erstmals eine Premierministerin. Das Feigenblatt der Emanzipation fiel weniger als ein Jahr später, als die ehemalige Mätresse des Präsidenten bereits wieder entlassen wurde. 1995 berief Premierminister Alain Juppé gleich ein Dutzend Frauen in seine Regierung. Sie hielten sich aber kein halbes Jahr im Amt; dann wechselte der gaullistische Regierungschef die «juppettes» – so deren Spottname – Knall auf Fall durch bestandene Männer aus.

Nach 2007 folgte die Retourkutsche, nachdem Präsident Nicolas Sarkozy mit Rachida Dati, Rama Yade und Fadela Amara drei Minis-

terinnen afrikanischer Herkunft nominiert hatte. Sie wurden über Nacht zu Politstars, aber vom Präsidenten ebenso brutal fallengelassen und in die politische Wüste geschickt.

Frauen waren eben Fremdkörper in der französischen Politik, Alibifiguren auf einem männerdominierten Schachbrett. Entweder scheitern sie wie Ex-Präsidentschaftskandidatin Ségolène Royal, ziehen ins Ausland wie IWF-Direktorin Christine Lagarde, fallen in Ungnade wie Ex-Aussenministerin Michèle Alliot-Marie oder maskulinisieren sich wie die aktuelle Front-national-Chefin Marine Le Pen.

In der französischen Nationalversammlung sitzen heute weniger als zwanzig Prozent Frauen. Frankreich liegt damit weltweit auf dem 58. Rang, zwischen Venezuela und Nicaragua. Und das trotz der Wahllisten-Parität. Diese führte bei der letzten Parlamentswahl vor fünf Jahren dazu, dass die Parteien insgesamt 3177 Frauen nominierten. Das war an sich eine stolze Zahl; bloss schieden im ersten Wahlgang deren 2860 sang- und klanglos aus. Gewählt wurden schliesslich kaum hundert Frauen – auf 577 Parlamentssitze. Im Plenarsaal werden sie angebaggert oder belächelt. «Können Sie auch nur ein Wildschwein jagen?», fragte ein Deputierter seine bürgerliche Kollegin Roselyne Bachelot. «Ich kann nicht nur Wildschweine jagen», konterte sie, «ich kann sie sogar lecker zubereiten.»

Und der erklärte Frauenförderer Hollande? Vor der Regierungsbildung hatte er selbst erklärt, «parité» bedeute nicht «gleiche Verantwortung»: Mit Ausnahme des Justizdepartementes unter Christiane Taubira belässt er alle Schlüsselministerien in Männerhand.

Auch im Privatleben nahm sich der nie verheiratete Hollande seine Freiheiten heraus. Seine frühere Lebenspartnerin Ségolène Royal setzte ihn 2007 vor die Tür, nachdem er sie mit der Journalistin Valérie Trierweiler hintergangen hatte. Die heutige First Lady verteidigt ihr Frauenrecht ebenfalls und warf ihrer Arbeitgeberin *Paris Match* schon Sexismus vor: Die Illustrierte hatte ihre eigene Mitarbeiterin Trierweiler auf dem Titelblatt neben Hollande als dessen «Charme-Trumpf» abgebildet.

Auch wenn Hollande keine Angst hat, sich mit starken Frauen zu umgeben: Ein Feminist ist er mitnichten. Mit dem Paritätsversprechen verfolgte er vorab taktische Ziele. Im Wahlkampf wollte er seinen Vorgänger Sarkozy austechen, der mit dem Immigrantinnen-Trio Dati-Yade-Amara einen medialen Coup gelandet hatte. Jetzt legt er mit seiner Regierungspartit bewuszt die Heuchelei der bürgerlichen Union für eine Volksbewegung (UMP) bloss: Diese verletzt vor den kommenden Parlamentswahlen vorsätzlich das Gesetz, das seit Jahren schon die Parität der Legislativkandidaten (nicht der Gewählten) vorschreibt, aber schlecht befolgt wird. Die UMP portiert nur 26 Prozent Frauen und nimmt dafür sogar in Kauf, eine Millionenbusse zu zahlen. Der Parti socialiste geht immerhin mit 45 Prozent Kandidatinnen ins Rennen, was aber zum Teil auch nur schöner Schein ist: Die meisten Kandidatinnen wurden in aussichtslosen Wahlkreisen platziert.

Zeitenwende in der französischen Politik
Trotz alldem bedeuten die siebzehn Ministerinnen eine Zeitenwende in der französischen Politik. Erstmals sind die Frauen nicht mehr in der Minderheit, erstmals sind sie nicht nur PR-Gadget oder blosse Manövriermasse. Auch ohne die Sozialistenchefin Martine Aubry und ohne Royal hat Hollande eine Gilde sehr selbstbewusster Frauen berufen. Diese Ministerinnen werden sich mit der Statistenrolle oder Alibifunktion, die ihnen die französische Politik bisher zugeordnet hatte, nicht zufriedengeben. Eines ist jetzt schon sicher: Sollten sie Hollande einmal über den Kopf wachsen, wird er sich ihrer nicht mehr so leicht entledigen können, wie dies seine Vorgänger praktiziert hatten.

Dies gilt umso mehr, als sich einige der Ministerinnen nicht nur feministisch, sondern auch für die *diversité* (Vielfalt, Verschiedenheit) engagieren. Diese sogenannten sichtbaren Minderheiten stammen meist aus Einwandererfamilien, aber nicht nur. Hollande hat insgesamt sechs Regierungsvertreter der Diversität berufen, darunter einen Mann, den aus Algerien stammenden Minister für Kriegsveteranen,

Kader Arif. Der langjährige Wegbegleiter Hollandes bleibt aber diskret. Ganz anders die zwei Frauen dunkler Hautfarbe.

Justizministerin Taubira ist eine militante Anti-Rassistin aus dem südamerikanischen Überseedepartement Guyana. Sie hatte in Frankreich 2006 die Einrichtung eines nationalen Sklaverei-Gedenktages durchgesetzt. Auch Vize-Bildungsministerin George Paullangevin ist eine Nachfahrin afrikanischer Sklaven, die vor Jahrhunderten in die französische Karibikkolonie Guadeloupe exportiert worden waren. Aber beide Ministerinnen sind – als Abkömmlinge nationaler Überseegebiete – waschechte Französinen. Und als solche lassen sie es sich nicht nehmen, ihren weissen Landsleuten den Kolonialspiegel vorzuhalten.

Sollten sie ihm einmal über den Kopf wachsen, wird er sich ihrer nicht so leicht entledigen können.

Als Barack Obama ins Weisse Haus gewählt wurde, meinte Paullangevin, die in Paris Anwältin war: «Wir sehen voller Begeisterung, wie die USA einen Mischling wählen. Aber wir müssen traurig feststellen, dass es für einen solchen Politiker in unserem Land äusserst schwierig ist, auch nur in eine bescheidene Stellung aufzusteigen.» Der Immigrationsforscher Guy Numa erklärt dies mit dem streng pyramidalen Gesellschaftssystem Frankreichs, in dem der oberste Monarch aus einer kleinen Pariser Elite ausgewählt wird: «Ein junger, schwarzer Aufsteigertyp wie Obama ist der Archetyp dessen, der es in der französischen Politik sicher nie schafft.»

Taubira meint ihrerseits ebenso: «Die französische Classe politique hat ihr Kolonialerbe noch nicht abgestreift.» Die Justizministerin gilt als mutig und eigensinnig, und es geht das Gerücht, dass Hollande sie nicht ganz freiwillig in die Regierung geholt hat: Womöglich beglich er damit den Verzicht Taubiras auf eine neue Präsidentschaftskandidatur; 2002 hatte sie mit ihrer Bewerbung dazu beigetragen, dass der Sozialist Lionel Jospin gar nicht erst in die präsidentiale Stichwahl vordrang.

Mit Fleur Pellerin amtiert erstmals eine Asiatin in der französischen Regierung, zuständig unter anderem für Informatik. Als Kleinkind aus Südkorea adoptiert, ist die Eliteschulabgängerin etwas pflegeleichter als Taubira; aber auch sie kämpft – auf höherer Ebene – für die nichtweissen Einwohner Frankreichs: Pellerin leitet nebenamtlich den Pariser «Club des 21. Jahrhunderts», eine Art Rotary für Unternehmer, Politiker und Intellektuelle aus Afrika oder Asien.

Auch die zwei Maghrebinerinnen im Hollande-Team stehen bewusst zu ihrer Herkunft. Das ist alles andere als selbstverständlich in einem Land, das jeden Verweis auf die

Hautfarbe unterbindet und ethnische Statistiken, und sei es als Basis für Förderungsmassnahmen zugunsten von Immigranten, strikt untersagt.

Frauenministerin und Regierungssprecherin Najat Vallaud-Belkacem, die im Alter von vier Jahren aus dem marokkanischen Provinznest Beni Chiker nach Frankreich gekommen war, erklärt sich ihren Aufstieg leicht ironisch damit, dass sie «durch die Maschen der Diskriminierung gerutscht» sei. Womit sie nicht verhehlt, dass die Benachteiligung einer jungen Französin mit dem Vornamen Najat am Arbeitsplatz, bei der Wohnungssuche oder eben auch in der Politik sehr real bleibt.

Direkter drückt sich die neue Frankophonie-Ministerin Yamina Benguigui aus. Die algerienstämmige Filmemacherin war vor wenigen Jahren mit einem Dokumentarfilm über die Banlieue-Gettos beim französischen Staatsfernsehen abgeblitzt, weil sie die ethnische Gleichbehandlung in Frage stellte. Vor Jahrzehnten habe man die ersten Arbeitsmigranten aus Russland, Polen oder Italien dorthin verfrachtet, meinte Benguigui. «Das war eine soziale Ausgrenzung, die später, als die Afrikaner kamen, zu einer rassistischen Segregation wurde.»

A Series of CSI-sponsored
Public Discussions
Spring 2012



■ **The Future of Religious Minorities in the Middle East**
Hotel Glockenhof | Sihlstrasse 31 | Zürich

Wednesday | June 6 | 18:00

■ **The Young Turks' Crime against Humanity: The Armenian Genocide and Ethnic Cleansing in the Ottoman Empire**

New Book Published by Princeton University Press



Dr. Taner Akcam
Kaloosdian and Mugar Chair in Armenian Genocide Studies, Clark University

Tuesday | June 12 | 18:00

■ **Syria, the 'Arab Spring', and the Future of Christians and other Religious Minorities**



Dr. Habib C. Malik
Prof. of History and Cultural Studies at the Lebanese American University

RSVP: Hildegard.Behr@csi-int.org | 044 982 3371
Proceedings will be conducted in English.

CSI-schweiz.ch



Blüten der Kreativität: Schüler der Alten Kantonsschule in Aarau.

Triple-A-Kanton Aargau

Welches sind die besten Gymnasien der Schweiz? In einem grossangelegten Ranking untersucht die *Weltwoche* erstmals die Angebote der privaten und öffentlichen Gymnasien in der Deutschschweiz. Die Unterschiede sind beträchtlich. Von René Lüchinger, Roderick Panchaud und Dan Cermak (Bild)

Auf den ersten Blick war Noelle Wills eine ganz gewöhnliche Maturandin, als sie vor zwei Jahren am Zürcher Gymi Rämibühl ihre schulische Karriere erfolgreich abschloss: eine 19-jährige, strebsame junge Frau mit blondem Haar und offenem Gesicht. Besonders ist, dass sie an ihrer Schule neben der herkömmlichen Matur auch einen sogenannten International Baccalaureate (IB) absolvierte, einen international anerkannten Bildungsabschluss, der fremde Prüfungssprachen zwingend mit einschliesst.

Der IB, ursprünglich für Diplomatenkinder entwickelt, wurde 2006 zum ersten Mal in der

Deutschschweiz im Zürcher Literargymnasium von einem Matura-Jahrgang absolviert. «Englisch ist heute für mich wie eine Muttersprache», sagt Noelle Wills über ihre Motivation, «die Vorbereitung ist anspruchsvoll, und die Prüfungen werden von einem IB-Experten irgendwo auf der Welt benotet.» Dies garantiert eine internationale Vergleichbarkeit – und darin liegt die Zukunft eines weltweit konkurrenzfähigen Bildungssystems.

In der Schweiz bieten staatliche Gymnasien in den Kantonen Aargau, Basel-Stadt, Zürich sowie auch Privatschulen einen IB-Abschluss

an. Kein Zufall, dass diese Schulen die vordersten Plätze im grossen *Weltwoche*-Ranking der Gymnasien der Deutschschweiz belegen (siehe Tabelle, Seite 44).

Modern alleine reicht nicht

Dass noch nicht mehr kantonale Gymnasien den IB-Abschluss anbieten, hat Gründe. «Die Doppelbelastung Matura/IB ist anspruchsvoll für die Schüler. Im Grunde ist das eine Form von Begabtenförderung», sagt Christian Maurer, IB-Koordinator am Gymnasium Rämibühl. «Für die Schulen bedeutet der IB-Ab-



Spitzenplatz in der Deutschschweiz: Einstein-Haus ...



... und neues Sekretariat der Alten Kanti.

schluss eine Standardisierung, die in gewisser Weise die Lehrfreiheit tangiert. Das ist sicherlich eine Hemmschwelle.»

Eine andere Art der sprachübergreifenden Matur existiert neuerdings zwischen dem Halbkanton Basel-Landschaft und dem Kanton Jura. «Diese in kantonsübergreifender Zusammenarbeit angebotene zweisprachige Maturität hat in der Schweiz absoluten Pioniercharakter», heisst es in einem Papier der Bildungsdirektion Basel-Landschaft, bei der sprachorientierte Schülerinnen und Schüler die beiden ersten Jahre ihrer Maturitätsausbildung am Regionalen Gymnasium Laufental-Thierstein, die beiden folgenden Jahre am Lycée cantonal de Porrentruy absolvieren – es ist so etwas wie die föderal-schweizerische, in jedem Fall aber eine innovative Antwort auf den internationalen IB.

Modern und zukunftsweisend – das allein macht noch kein herausragendes Gymnasium aus. Erst ein Mix von Faktoren verbessert und

sichert die Qualität der Lehrer und des Unterrichts. Besonders gut schneidet in der schweizerischen Bildungslandschaft der Kanton Aargau ab. So etwa mit der Alten Kantonsschule Aarau, 1802 gegründet und damit das älteste nicht-kirchliche Gymnasium der Schweiz. Heute ver-

In der Vergleichbarkeit liegt die Zukunft eines konkurrenzfähigen Bildungssystems.

einigt die Schule, an der schon Albert Einstein gelernt hat, vieles, was ein zukunftsgerichtetes Gymnasium ausmacht. Als eines von sechs staatlichen Gymnasien im Aargau trägt die Alte Kanti dazu bei, dass die Bildungsstätten im Kanton einen Spitzenplatz in der Deutschschweiz belegen. In vielen Kategorien, die im *Weltwoche*-Ranking schwergewichtig bewertet wurden, erreichen die Aargauer Top-Positionen (siehe Box «So wurde gewertet», Seite 44).

Positiv schlagen im Falle des Kantons Aargau folgende Faktoren zu Buche: Der Eintritt ins Gymnasium erfolgt über eine Aufnahmeprüfung; eine bilinguale Maturität ist möglich; eine hohe Anzahl Schwerpunkt- und Ergänzungsfächer garantiert den Schülerinnen und Schülern eine grösstmögliche Auswahl; eine Begabtenförderung ist installiert, ebenso wie eine harmonisierte Maturaprüfung, die im Kanton einen Vergleich schulischer Leistungen über die einzelne Schule hinweg erlaubt; die Kosten pro Schüler sind vergleichsweise niedrig. Vor allem aber: Die Supervision der Lehrer – im Sinne einer Qualitätskontrolle und -sicherung – ist im Aargau ausgebaut wie nirgendwo sonst in der deutschen Schweiz. Dazu gehören Unterrichtsbesuche, semestrig durchgeführte Mitarbeitergespräche oder Schüler-Feedbacks, aber auch Probezeiten und externe Evaluationen von Lehrern, die öffentlich einsehbar sind, sowie auch Ehemaligenbefragungen (siehe Ranking «Qualität im Unterricht, Seite 46»). >>>

Schulen

So wurde gewertet

Die Kriterien für das erste grosse Gymnasium-Ranking der Schweiz.

Die Rangliste der kantonalen und der privaten Gymnasien wurde anhand von dreizehn Kriterien ermittelt. Dafür wurde ein rund sechzig Fragen umfassender Fragebogen versandt. Weitere Recherchen wurden bei Experten durchgeführt, zudem wurden Daten aus Bildungsdirektionen, dem Bundesamt für Statistik (Bfs) und kantonalen Statistiken herangezogen.

Jedes der dreizehn Kriterien wurde bei Ja/Nein-Fragen (Dummy-Variablen) mit einem oder null Punkten bewertet. Bei hierarchischen Zahlenfolgen wie etwa bei Klassengrössen wurden die eruierten Resultate über gewichtete Bandbreiten einem Wert zwischen null und eins zugeordnet (0, 0.25, 0.5, 0.75, 1). Daraus ergab sich die Reihenfolge für das entsprechende Kriterium über Intervalle im Verhältnis zum kleinsten und grössten Wert bei allen Schulen. Diese Resultate wurden gewichtet, indem der kleinste Wert vom grössten subtrahiert und diese Zahl wieder durch fünf geteilt wurde.

Ein Rechenbeispiel: Die durchschnittliche Klassengrösse aller Gymnasien unterscheidet sich wie folgt:

Minimum: 14.74 Schüler
Maximum: 22.36 Schüler
 $22.36 - 14.74 = 7.62$

Der ermittelte Wert 7.62 wird durch 5 dividiert (analog der zu vergebenden Punkte zwischen null und eins). Somit beträgt das für die Punktzahl relevante Intervall 1.524. Da es keine Klasse mit weniger als 14.74 Schülern gibt, resultieren bis zur grössten Klasse mit 22.36 Schülern fünf Intervalle à je 1.524 – die für die nächsthöhere Punktzahl relevante Grösse. Klassen zwischen 14.74 und 16.25 erhalten einen Punkt, da kleine Klassen zu besserer Qualität führen; solche zwischen 16.26 und 17.79 Schülern 0.75 Punkte und so weiter. Je nach Kategorie wurden die sich ergebenden Punktzahlen zusätzlich mit einem Faktor zwischen eins und vier gewichtet.

Dieses Vorgehen entspricht der in vergleichbaren internationalen Rankings verwendeten Methode. Inwieweit Absolventen gutklassierter Schulen im späteren Berufsleben besser reüssieren, ist jedoch eine andere Frage, die nicht Gegenstand dieser Erhebung war. *René Lüchinger*

AARGAU UND BASEL TOP – URI FLOP

Die besten Gymnasien der Deutschschweiz: die grosse Übersicht

	AG	BS	ZH	PRIVATE GYMNASIEN*	AR	BL
Anzahl Gymnasien	6	5	20	6	1	5
Anzahl Schüler 2011/2012	4183	2953	10372	859	370	3180
Durchschnittliche Maturquote 2006–2008	15.3%	28.8%	18.2%	18.2%	19.1%	19.6%
Eintrittskriterien Aufnahmeprüfung (AP)/Erfahrungsnoten (EN)	AP	EN	AP	AP/EN	AP	EN
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Durchschnittliche Klassengrösse (2011/2012)	22.36	20.9	18.53	17.5	19.47	20.09
GEWICHT: 3 PUNKTE						
Durchschnittliches Lehrer-Schüler-Verhältnis	11.18	6.5	10.15	9.26	8.81	11.41
GEWICHT: 3 PUNKTE						
Intranet				Teils		
GEWICHT: 1 PUNKTE						
WLAN			Teils			K.A.
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Bilinguale Maturität (insgesamt 5 Kriterien)	3	3.5	4.75	2	0	3.5
GEWICHT: 3 PUNKTE						
International Baccalaureate						
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Schwerpunktfächer (maximal 12)	9	10	11	9	7	10
GEWICHT: 4 PUNKTE						
Ergänzungsfächer (von 15)	14	15	14	14	11	15
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Begabtenförderung				Teils		
GEWICHT: 1 PUNKTE						
Supervision (siehe Tabelle, Seite 46/47)	12	8.5	8.5	8	12.5	9.5
GEWICHT: 4 PUNKTE						
Kantonale Vorgaben beim Erstellen der Maturitätsprüfung				K.A.		
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Kosten pro Schüler 2007 (in Franken)	18 051	20 619	21 312	25 000	19 038	16 250
GEWICHT: 2 PUNKTE						
Total Punkte (maximal 31)	22	22	21.5	19.25	19	18.75
RANG	1	1	3	4	5	6

Erklärungen: ● Ja ○ Nein *nur Zürcher Privatschulen K.A.: keine Angaben

All dies kommt der Qualität der Schulen zweifellos zugute. Aber fördert es das, was in der freien Wirtschaft die Innovation ankurbelt – den Wettbewerb unter den Schulen? Wohl nicht. Es handelt sich um eine eher statische Schablone zur Messung der Leistungen. Ernst Buschor, von 1995 bis 2003 Zürcher Bildungsdirektor, hatte sich damals unter der Lehrerschaft als «Reform-Turbo» Gegner geschaffen, weil er unter anderem die freie Wahl der Gym-

nasien durchgedrückt hatte – immerhin ein kleines Programm zur Ankurbelung des Wettbewerbs unter den Zürcher Schulen. Als derselbe Mann vor über einem Jahr – inzwischen als Pensionär – einen Vortrag hielt, war ihm die Lust an der Provokation keineswegs vergangen. Lernerfolg, Lehrerbildung, Schulverwaltung und Schulaufsicht müssten wissenschaftlich erfasst, analysiert und verglichen werden, so Buschor. Er forderte periodische

LU	GR	BE	SH	SO	TG	GL	SZ	ZG	AI	SG	NW	UR	OW
8	1	12	1	2	4	1	2	2	1	5	1	1	1
2971	1011	6838	600	1121	1704	285	850	939	223	3634	354	298	197
19.8%	18.9%	18.7%	14.1%	14.6%	14.6%	12.3%	17.2%	22%	17.3%	13.1%	19.8%	19.8%	15.2%
EN	AP	EN	AP	EN	AP	AP	AP	EN	AP	AP	EN	EN	EN
0	2	0	2	0	2	2	2	0	2	2	0	0	0
14.74	18.72	19.99	18.18	19.94	20.78	17.83	19.76	18.41	18.58	20.41	18.63	18.625	19.43
3	2.25	1.5	3	1.5	0.75	3	1.5	3	2.25	1.5	2.25	2.25	2.25
11.4	K.A.	9.99	8.82	10.26	9.1	9.5	9.86	12.03	8.92	8.44	9.83	9.93	11.85
0	1.5	0.75	1.5	0.75	1.5	1.5	0.75	0	1.5	2.25	0.75	0.75	0
●	●	●	●	●	●	●	●	●	○	○	●	●	●
1	1	1	1	1	1	1	1	1	0	0	1	1	1
K.A.	K.A.	Teils	●	●	●	●	Teils	K.A.	●	○	●	○	K.A.
1	1	1	2	2	2	2	1	1	2	0	2	0	1
3.75	2	3	3.5	0	3.25	0	2	2	0	3.25	0	0	0
2.25	0.75	1.5	2.25	0	1.5	0	0.75	0.75	0	1.5	0	0	0
○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
9	10	12	8	10	9	7	6	9	4	8	7	7	5
3	3	3	2	3	3	1	1	3	0	2	1	1	0
13	14	14	6	15	13	10	13	14	7	13	7	7	5
2	2	2	0	2	2	1	2	2	0.5	2	0.5	0.5	0
●	K.A.	●	●	●	●	○	●	K.A.	●	○	●	○	K.A.
1	0.5	1	1	1	1	0	1	0.5	1	0	1	0	0.5
9.75	4.5	9.5	8.75	8.5	8.75	8	9.25	8.25	8.5	7.5	10	8.5	K.A.
3	0	3	2	2	2	2	2	2	2	1	3	2	2
●	●	●	○	●	○	K.A.	●	●	●	○	○	K.A.	K.A.
2	2	2	0	2	0	1	2	2	2	0	0	1	1
21475	17145	23250	24383	18032	24461	19623	22379	24563	22462	19773	21206	20139	18070
0.5	2	0	0	1.5	0	1	0.5	0	0.5	1	1	1	1.5
18.75	18	17.75	16.75	16.75	16.75	15.5	15.5	15.25	13.75	13.25	12.5	9.5	9.25
6	8	9	10	10	10	13	13	15	16	17	18	19	20

Quellen: Bundesamt für Statistik (BFS), Kantonale Statistik, Bildungsbericht 2010, Bildungsdirektionen, Eidgenössische Finanzverwaltung, eigene Erhebungen

Leistungstests, eine Schulkostenrechnung und lohnwirksame Anreizsysteme für Lehrer. «Unser Problem ist», sagte Buschor, «dass wir nicht wissen, welches die beste Schule ist.»

Transparenz lässt zu wünschen übrig

Dass Potenzial zur Verbesserung der gymnasialen Ausbildung besteht, ist nicht von der Hand zu weisen. Als die *Weltwoche* den 79 staatlichen Gymnasien in der Deutschschweiz

für den vorliegenden Qualitätsvergleich einen ausgefeilten, mit Experten und unter Berücksichtigung internationaler Standards ausgearbeiteten Fragebogen zukommen liess, schalteten sich in etlichen Kantonen sofort die kantonalen Bildungsdirektoren ein. Das Bestreben, keinen Vergleich einzelner Schulen zuzulassen, war offensichtlich – und gewisse Bildungsdirektionen wie etwa diejenigen von Basel-Stadt und Basel-Landschaft weigerten

sich gar gänzlich, Hand zur Transparenz zu bieten.

Dass dennoch, zumindest für einen kantonalen Qualitätsvergleich von Gymnasien, aussagekräftiges Datenmaterial zusammenkam, liegt daran, dass es überall willige Helfer und wertvolle Quellen gab. Somit lässt sich für die staatlichen kantonalen Gymnasien das Fazit ziehen, dass im Aargau, in Basel-Stadt oder Zürich insgesamt zwar Benchmarks existie-

ren, die allerdings noch weit entfernt sind von einer vollen und wünschenswerten Transparenz bezüglich der angebotenen Qualität von Lehrerschaft und Unterricht.

Privatschulen: Taktgeber für Innovation

Dass sich in den vergangenen Jahren seit der Ära Buschor in dieser Hinsicht trotz allem etwas bewegt hat, liegt auch an der verstärkten Präsenz von Privatschulen. Standen diese in früheren Zeiten im Ruf, ein Hort für leistungsschwache Gymnasiasten zu sein und ein Ort, an dem sich finanziell leistungsstarke Eltern ihren Wunsch nach einem maturareifen Teenager erfüllen konnten, sind sie heute vielfach Taktgeber für Innovation – sie müssen es sein, denn sie bewegen sich weitgehend auf dem freien Schüler-Markt.

Die Konkurrenz zwischen den öffentlichen und den privaten Gymnasien wirkt positiv.

So verwundert nicht, dass die Privaten weitaus weniger Hemmungen zeigen, wenn es darum geht, ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen – etwa, indem sie detailliert auf den *Weltwoche*-Fragebogen Auskunft geben. Spitzenreiter unter den untersuchten Privatschulen auf Gymnasialstufe ist das Freie Gymnasium Zürich, bereits 1888 als «Privatgymnasium» gegründet und damit eines der ältesten Gymnasien der Stadt überhaupt (siehe Ranking «Die besten Privatschulen», Seite 49).

Die Schule, die heute auf Gymnasialstufe von über 250 Schülerinnen und Schülern besucht wird, gilt als Wegbereiterin der zweisprachigen Ausbildung im Kanton Zürich. Im Jahr 2000 eröffnete das Freie Gymnasium Zürich als erste Schule des Kantons im Kurzgymnasium einen bilingualen Zug. «Es waren die Privatschulen, die mit neuen Angeboten aufgetrumpft haben», sagt Rektor Thomas Bernet, «das hat in der Folge auch staatliche Gymnasien zunehmend unter Druck gesetzt, selber innovative Wege zu gehen und das Angebot laufend zu erweitern.» Individuellere Betreuung der Schüler, weniger staatliche Bürokratie und gute Anstellungsbedingungen für die Lehrer bezeichnet Bernet als Garant für den Erfolg der privaten Gymnasien. Die Supervision der Lehrerschaft ist bei den Privat-Gymis ähnlich strukturiert wie bei den öffentlichen (siehe Ranking «Die Supervision in Privatgymnasien», Seite 49).

Ob privates oder öffentliches Gymnasium: Das ist immer auch eine Frage des Geldes, und entsprechend rekrutiert sich die Schülerschaft im Freien Gymnasium Zürich zum Teil aus Expats, bei denen oft der ausländische Arbeitgeber einen Anteil an die Schulausbildung der Kinder der Kader in der Schweiz bezahlt. Andere Schüler stammen aus Familien, die mit dem

QUALITÄT IM UNTERRICHT – KONTROLLE IST BESSER

Supervision der Lehrer: die Übersicht

	AR	AG	NW	LU	BE	BL
Unterrichtsbesuche	●	●	●	●	●	●
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	1	1	1
Mitarbeitergespräche	●	●	●	●	●	●
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	1	1	1
Schülerfeedback	●	●	●	●	●	●
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	1	1	1
Qualitätsprüfungen	●	○	○	●	○	K.A.
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	0	0	1	0	0.5
Arbeitsgruppen für Qualitätskonzepte	●	●	●	○	○	K.A.
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	0	0	0.5
Weitere Kontrollmechanismen	●	●	●	●	●	○
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	2	1	1	1	0
Probezeit	●	●	●	K.A.	●	●
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	0.5	1	1
Externe Evaluation	●	●	●	●	●	●
GEWICHT: 2	PUNKTE 2	2	2	2	2	2
Öffentlich einsehbar	●	●	●	○	●	○
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	0	1	0
Rhythmus Unterrichtsbesuche	Jährlich	Keine Regel	Keine Regel	K.A.	Keine Regel	Jährlich
GEWICHT: 1	PUNKTE 0.75	0	0	0.5	0	0.75
Rhythmus Mitarbeitergespräche	Jährlich	Semestrig	Keine Regel	Jährlich	2 Jahre	Jährlich
GEWICHT: 1	PUNKTE 0.75	1	0	0.75	0.5	0.75
Ehemaligenbefragung	●	●	●	●	●	●
GEWICHT: 1	PUNKTE 1	1	1	1	1	1
Total Punkte	12.5	12	10	9.75	9.5	9.5
ZWISCHENRANG	1	2	3	4	5	5

Erklärungen: ● Ja ○ Nein * nur Zürcher Privatschulen K.A.: keine Angaben

Frei-Gymi verbunden seien, oder von Eltern, die mit der Qualität öffentlicher Schulen nicht mehr zufrieden seien und eine anspruchsvolle Ausbildung suchen, sagt Rektor Bernet. Es ist somit oft ein etwas geschlossener, untereinander vernetzter Personenkreis, der die Kinder an ein privates Gymnasium schickt.

Innovative Basis

Die Konkurrenz zwischen den öffentlichen und den privaten Gymnasien zeitigt auf Stufe der einzelnen Schulen freilich noch andere, insgesamt erfreuliche Auswirkungen. In Kantonen mit freier Schulwahl etablierten sich verstärkt spezialisierte Angebote wie etwa Wirtschaftsgymnasien. Die Kantonsschule Hottingen im gleichnamigen Zürcher Quartier führt inzwischen sogenannte Akzentklassen in «Ethik/Ökologie» oder auch «Entrepreneurship», um den Schülerinnen und Schülern unternehmerisches Denken und Handeln näherzubringen. In Zürich existiert seit Jahren die Non-Profit-Organisation Young Enterprise Switzerland (YES), die das Ziel verfolgt, «die Schule mit der Wirtschaft zu vernetzen», wie YES-Chefin Nicole Heim sagt. Über hundert Miniunternehmer aus verschiedenen

Schulstufen nehmen derzeit am YES-Company-Programm teil und erhalten so Einblick in das praktische Unternehmertum. An der Kantonsschule Wohlen leiten sechs Schülerinnen und Schülern die Miniunternehmung Fanplastic, die aus gebrauchten Plastiksäcken Etais produziert und vertreibt. Am Berner Gymnasium Kirchenfeld stellt eine Gruppe von Schülerinnen und Schüler unter der Firmenbezeichnung «Backbord» Taschen aus Segeltuch her.

Auch andernorts treibt die Kreativität an den Schulen bemerkenswerte Blüten. Als kürzlich in Lugano die besten Maturaprojekte von «Schweizer Jugend forscht» präsentiert wurden, war auch Linus Flammer vom Gymnasium am Münsterplatz in Basel darunter. Der 18-Jährige hatte seine Matura-Arbeit über ein innovatives Wohnkonzept geschrieben, in welchem betuchtere Senioren mit finanziell nicht auf Rosen gebetteten Studenten generationenübergreifend zusammenleben. Oliver Kirsch von der Bündner Kantonsschule in Chur hatte eine Drohne zur Messung der Luftqualität entwickelt, die nun im Rahmen von ETH-Forschungen eingesetzt wird. In der Kantonsschule Ausserschwyz existieren soge-

SZ	SH	TG	AI	BS	SO	UR	ZH	ZG	GL	PRIVATE GYMNASIEN*	SG	GR	OW
●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	K.A.
1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	0
●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	K.A.
1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	0
●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	○	K.A.
1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	0	0
●	○	●	○	●	○	○	K.A.	●	○	○	○	○	K.A.
1	0	1	0	1	0	0	0.5	1	0	0	0	0	0
●	●	○	●	●	○	●	K.A.	●	○	Teils	●	○	K.A.
1	1	0	1	1	0	1	0.5	1	0	0.5	1	0	0
○	○	○	○	●	○	○	○	○	●	●	○	○	K.A.
0	0	0	0	1	0	0	0	0	1	1	0	0	0
○	●	●	○	●	●	○	K.A.	K.A.	●	Verschieden	●	K.A.	K.A.
0	1	1	0	1	1	0	0.5	0.5	1	0.5	1	0.5	0
●	●	●	●	○	●	●	●	●	●	Verschieden	○	○	K.A.
2	2	2	2	0	2	2	2	2	2	1	0	0	0
○	○	○	○	Keine Eval.	K.A.	○	●	○	○	Verschieden	Keine Eval.	Keine Eval.	K.A.
0	0	0	0	0	0.5	0	1	0	0	0.5	0	0	0
2 Jahre	Jährlich	Keine Regel	Semestrig	Jährlich	K.A.	Jährlich	Keine Regel	3 Jahre	Keine Regel	Verschieden	Jährlich	Semestrig	K.A.
0.5	0.75	0	1	0.75	0.5	0.75	0	0.25	0	0.5	0.75	1	0
Jährlich	4 Jahre	Jährlich	K.A.	Jährlich	K.A.	Jährlich	Keine Regel	2 Jahre	Keine Regel	Verschieden	Jährlich	Semestrig	K.A.
0.75	0	0.75	0.5	0.75	0.5	0.75	0	0.5	0	0.5	0.75	1	0
●	●	●	●	○	●	●	●	○	●	Verschieden	●	○	K.A.
1	1	1	1	0	1	1	1	0	1	0.5	1	0	0
9.25	8.75	8.75	8.5	8.5	8.5	8.5	8.5	8.25	8	8	7.5	4.5	0
7	8	8	10	10	10	10	10	15	16	16	18	19	20

nannte iPad-Klassen für den interaktiven Unterricht. Und das Gymnasium Interlaken ist eine Partnerschaft mit dem Gymnasium Nr. 2 in Peking eingegangen.

Das ist die gute Seite des föderalistischen Schweizer Bildungssystems: An der Basis der Schulen ist man durchaus innovativ. Die weni-

ger gute ist: Eine zentrale eidgenössische Maturitätsprüfung, die einheitliche Leistungsanforderungen an die Schüler stellen würde, ist bislang von der Lehrerschaft stets abgelehnt worden, während der internationale Trend mit dem IB und den Bachelor- und Masterstudiengängen an den Universitäten klar in diese

Richtung geht. Die Lehrerschaft hielt beinhardt am Prinzip «Wer lehrt, der prüft» fest.

Immerhin existieren in verschiedenen Kantonen wie dem Aargau, beiden Basel oder auch Solothurn kantonale Vorgaben für harmonisierte Maturitätsprüfungen. Eine durchaus wünschbare weitere Harmonisierung auf



«Ein freundliches Lächeln: Dafür stehen Volg und unsere Zahnbürsten.»

«Die Schweiz ist unser Heimmarkt. Hier liegen unsere Wurzeln – hier produzieren wir – hier schaffen wir Arbeitsplätze. Obwohl wir viele unserer Zahnbürsten exportieren, ist die Schweiz für uns seit 125 Jahren ein strategisch wichtiger Markt. Und dank Volg gelangen unsere Zahnbürsten nicht nur in die ganze Welt, sondern auch in entlegene Schweizer Dörfer.»

Adrian Pfenniger
CEO Trisa
Triengen



nationaler Ebene scheiterte bislang an unüberbrückbar scheinenden politischen Widerständen der auf bildungspolitische Autonomie pochenden Kantone.

Vorbehalte äussern auch Wissenschaftler. «Eine Zentralmatura finde ich nicht gut», sagt Franz Eberle, Ordinarius für Gymnasialpädagogik an der Universität Zürich. «Die Nachteile überwiegen gegenüber den Vorteilen des heutigen Systems.» Der Mann ist eine Kapazität auf seinem Gebiet und begründet wortreich seine ablehnende Haltung gegenüber einer Zentralmatura, die er mit vielen Pädagogen teilt. Die Anforderungen an die Erstellung einer einheitlichen Matura seien ungleich höher als jene einer Hausmatura in den einzelnen Gymnasien. Das Lehrpersonal würde der Versuchung erliegen, dem «teaching to the test» zu folgen, also nur noch das zu lehren, was in einer zentralen Matura dann auch Gegenstand der Prüfung wäre. Dies wiederum enge die pädagogischen Freiräume der Lehrer ein.

Im globalen Wettbewerb muss die Qualität des ausbildenden Personals erhöht werden.

Dabei ist unbestritten, dass im globalen Wettbewerb die Qualität des ausbildenden Personals erhöht werden muss. «Es sind Massnahmen notwendig, damit die Qualitätsunterschiede unter den Maturanden im Land verschwinden», sagt auch Franz Eberle. Immerhin verbreite sich langsam «das Prinzip gemeinsam durchgeführter Prüfungen».

Mehr Wettbewerb für mehr Qualität

Es ist, wie so oft in der Schweiz, nicht mehr als der kleinste gemeinsame Nenner, gewissermassen der guteidgenössische Kompromiss. In dieses Bild passt, dass etliche kantonale Bildungsdirektionen im Rahmen dieser grossangelegten *Weltwoche*-Umfrage nicht Hand boten, die Qualität bis hinunter auf die Stufe der einzelnen Schulen offenzulegen. Dass es hier gewaltige Unterschiede geben muss, zeigt allein die Tatsache, dass nach unseren Kriterien die letztplatzierten Gymnasien in den Kantonen Uri, Ob- und Nidwalden, Appenzell, Zug oder Schwyz auf Punktzahlen kommen, die bis zur Hälfte unter denen in den bestplatzierten Kantonen Aargau, Basel oder Zürich liegen. Die Ergebnisse des *Weltwoche*-Rankings zeigen deutlich, dass die Qualitätsdebatte intensiver geführt und der Wettbewerb unter den Schulen verstärkt werden sollte.

Nächste Woche: Die besten Internate der Deutschschweiz. Das Ranking

Im Internet

Alle Tabellen auf www.weltwoche.ch/gymnasium

DIE BESTEN PRIVATSCHULEN

Das Freie Gymnasium Zürich ist top

	Freies Gymnasium Zürich	Juventus	Gymnasium Unterstrass	Freies Gymnasium Basel	Swiss International School Zürich	Neue Schule Zürich	Freie Katholische Schule Zürich
Anzahl Schüler Sek II	251	110	165	150	83	90	160
Durchschnittliche Klassengrösse	20.91	12.22	20.63	21.43	13.33	15	20
GEWICHT: 3 PUNKTE	0	3	0	0	3	2.25	0
Schüler-Lehrer-Verhältnis	8.37	13.75	10	7.5	10.38	7.5	10.49
GEWICHT: 3 PUNKTE	3	0	1.5	3	1.5	3	1.5
Computer-Schüler-Verhältnis	0.1	0.01	0.11	0.16	0.65	0.08	0.04
GEWICHT: 1 PUNKTE	0	0	0	0.25	1	0	0
Computer für Schüler jederzeit verfügbar	●	●	●	○	●	○	○
GEWICHT: 0.5 PUNKTE	0.5	0.5	0.5	0	0.5	0	0
Intranet (von 2.75 Kategorien)	2.25	2	2	0	0	1.75	0
GEWICHT: 1 PUNKTE	1	1	1	0	0	0.75	0
WLAN	●	●	●	●	●	●	○
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	2	2	2	2	2	0
Beratungsstellen	6	6	2	0	2	0	5
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	2	0.5	0	0.5	0	1.5
Sportinfrastruktur (von 2.5 Kategorien)	2.25	0	2.25	1.75	1.25	0	1.25
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	0	2	1.5	1	0	1
Verpflegungsmöglichkeiten (von max. 2)	1.75	1.5	1.75	1.75	1.25	0	1.75
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	2	2	2	1.5	0	2
Elternkontakt (von 2.5 Kategorien)	2.25	2	1.75	2.25	2.5	2.25	2.25
GEWICHT: 1 PUNKTE	1	0.75	0.75	1	1	1	1
Bilinguale Maturität (von 5 Kategorien)	2	1	0	3	1.75	0	0
GEWICHT: 3 PUNKTE	2.25	0.75	0	3	1.5	0	0
International Baccalaureate	○	●	○	○	●	○	○
GEWICHT: 2 PUNKTE	0	2	0	0	2	0	0
Schwerpunktfächer (von 10 Kategorien)	5	4	3	5	2	7	3
GEWICHT: 4 PUNKTE	2	1	0	2	0	4	0
Ergänzungsfächer (von 14 Kategorien)	11	3	5	6	2	9	4
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	0	0.5	1	0	1.5	0.5
Freifächer (von 24)	12	4	11	2	3	4	9
GEWICHT: 2 PUNKTE	2	0	2	0	0	0	1.5
Begabtenförderung	●	○	●	●	●	○	○
GEWICHT: 1 PUNKTE	1	0	1	1	1	0	0
Sonderleistungen (von 10 Kategorien)	6	9	7	3	2	4	5
GEWICHT: 2 PUNKTE	1	2	1.5	0	0	0.5	1
Supervision (von 13)	9.5	11.5	10	6.25	6.5	8.25	6.25
GEWICHT: 4 PUNKTE	3	4	3	0	0	1	0
Punkte Total	26.75	21	18.25	16.75	16.5	16	10
ZWISCHENRANG	1	2	3	4	5	6	7

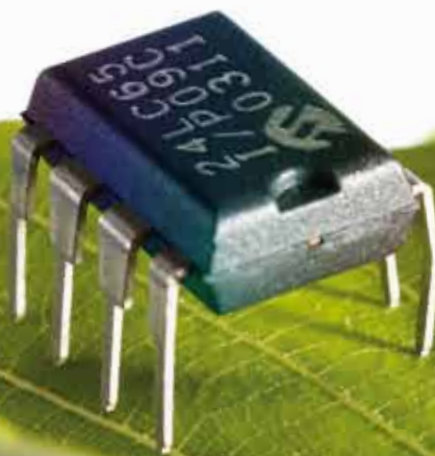
DIE SUPERVISION IN PRIVATGYMNASIEN

Wie die Qualität der Lehrer gemessen wird

	Juventus	Gymnasium Unterstrass	Freies Gymnasium Zürich	Neue Schule Zürich	Swiss International School Zürich	Freies Gymnasium Basel	Freie Katholische Schule Zürich
Unterrichtsbesuche	●	●	●	●	●	●	●
Mitarbeitergespräche	●	●	●	●	●	●	●
Schülerfeedback	●	●	●	●	●	●	○
Qualitätsprüfungen	●	○	○	○	○	○	○
Arbeitsgruppen	●	●	●	●	○	●	○
Weitere Kontrollmechanismen	●	●	○	○	○	○	○
Probezeit	●	○	●	●	●	●	○
Externe Evaluation (zählt doppelt)	●	●	●	●	○	○	●
Öffentlich einsehbar	●	●	●	○	○	○	○
Rhythmus Unterrichtsbesuche	3 Jahre	2 Jahre	K. Regel	jährlich	jährlich	2 Jahre	jährlich
Rhythmus Mitarbeitergespräche	3 Jahre	2 Jahre	2 Jahre	2 Jahre	jährlich	jährlich	2 Jahre
Ehemaligenbefragung	●	●	●	○	●	○	●
Punkte	11.5	10	9.5	8.25	6.5	6.25	6.25
ZWISCHENRANG	1	2	3	4	5	6	6

Erklärungen: ● Ja ○ Nein

Das **überraschende** Umwelt- und Wissensmagazin



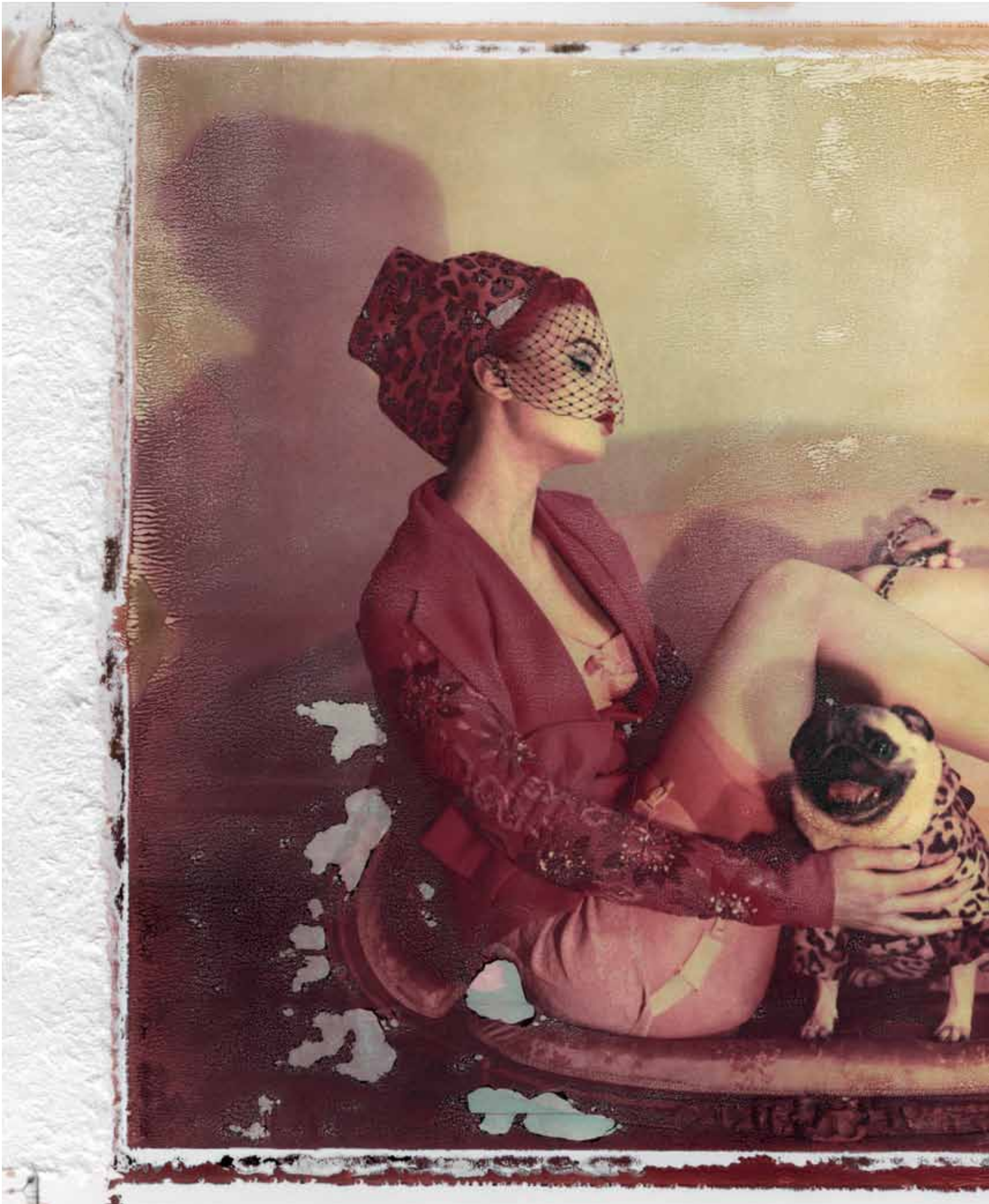
GRATIS
2x PROBE
LESEN



2 Ausgaben gratis Probe lesen

SMS mit NATUR + Name und Adresse an 974 (20 Rp./SMS)

www.beobachternatur.ch



Sah man je einen grössenwahnsinnigeren Traumprinzen? Inszenierung der deutschen Fotografin Cathleen Naundorf.



Gemopster Traum

Von Daniele Muscionico

Als Christian Dior diesen Mai für seine Herbst/Winter-Kollektion das Schloss Versailles und seine Gärten als seine Geburtswiege und Laufsteg in die Welt bestimmte, blieb Traumdeutern nur leeres Schlucken. Versailles! Hauptdarstellerin gestriger Allmachtsfantasien und heutiger Tourismusfantasielosigkeit. Versailles, zu Tode fotografierte Sterbekulisse einer Weltmacht und seiner Könige. Ach, Christian, was soll das bedeuten?

Doch man erinnerte sich auch, dass Dior bereits mit seiner ersten Kollektion, 1955, Versailles gehuldigt hatte, viele seiner Kleider nach den königlichen Gemächern und Gärten benannte und einige seiner Entwürfe dort fotografieren liess. *Tant pis*.

Was wäre Mode anderes als ein gemopster Traum? Eine gestohlene Fantasie, gewirkt in Gewebe. Und wieso diesen Traum mit Versailles, einem zweiten (Alb-)Traum, erschlagen? Die deutsche Fotografin und Wahlpariserin Cathleen Naundorf macht ihre Modeschwärmerei sinniger wahr. Sie hat das Privileg, für ihre Traum-Bilder Traum-Roben aus den Archiven grosser Couturiers zu erhalten. Von Elie Saab hier zum Beispiel, dem libanesischen Modedesigner. Der falsche Leopard ist nicht seine Schuld. Naundorf erzählt mit allen Fototricks und allen erdenklichen Foto-Tapeten die unglaubliche Geschichte der Haute Couture neu. Die Geschichte von Handwerk, Kunstfertigkeit, Geduld und einer Vision – bis ein Unikat entsteht. Ein Unikat, wie es die Bilder selber sind.

Interessant dabei: Naundorfs Mentor war Horst P. Horst, der grosse Modefotograf. Denn beide, die Jüngere, der Ältere sind gebürtig in Weissenfels, der Stadt an der Saale. Gemeinsamer Boden, obschon ihn die Zwei längst verlassen haben, scheint zu verbinden.

Noch interessanter als diese biografische Randnotiz ist Naundorfs Herangehensweise. Sie schreibt erst ein Storyboard aus Archivfotos der Designer. Dann wählt sie die Location: das Atelier von Jean Paul Gaultier, das ehemalige Apartment von Coco Chanel in der Rue Cambon, das Théâtre du Trianon, den Grand Palais mit seinen Marmorskulpturen von Auguste Rodin. Dort füttert sie ihre Grossbildkamera mit Polaroidfilmen, die längst nicht mehr hergestellt werden, schießt – und überträgt sodann die Bilder auf einen Papierhintergrund.

Sah man je einen grössenwahnsinnigeren Traumprinzen als diesen Mops? Wenn Mode so viel Humor hat, rät man zu.

Haute Couture, The Polaroids of Cathleen Naundorf:
Prestel. 184 S., Fr. 66.90

Belletristik

- 1(–) **Donna Leon: Reiches Erbe** (*Diogenes*)
 2(2) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (*Carl's Books*)
 3(–) **Annette Peht: Chronik der Nähe** (*Piper*)
 4(1) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (*Heyne*)
 5(4) **Franz Hohler: Spaziergänge** (*Luchterhand*)
 6(3) **Martin Walker: Delikatessen** (*Diogenes*)
 7(8) **George R. R. Martin: Das Lied von Eis und Feuer – Der Sohn des Greifen** (*Penhaligon*)
 8(5) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphabethaus** (*DTV*)
 9(6) **Sarah Lark: Die Tränen der Maori-Göttin** (*Bastei Lübbe*)
 10(–) **Viveca Sten: Die Toten von Sandhamn** (*Kiepenheuer & Witsch*)

Sachbücher

- 1(–) **Thilo Sarrazin: Europa braucht den Euro nicht** (*DVA*)
 2(1) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (*Hanser*)
 3(2) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (*Hanser*)
 4(8) **Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost** (*Hanser*)
 5(5) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (*Fona*)
 6(–) **Daniel Kahneman: Schnelles Denken, langsames Denken** (*Siedler*)
 7(3) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (*Adeo*)
 8(7) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (*Gräfe und Unzer*)
 9(6) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (*Gräfe und Unzer*)
 10(10) **Kurt Lauber: Der Wächter**

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Unnötige Bücher

Jene Bücher, die niemand gebrauchen kann, finden sich in der Buchhandlung meist unter der Rubrik «Geschenkbücher». Oder man kriegt sie gleich geschenkt – meist von Verwandten, auf deren Besuch man eigentlich hätte verzichten können. Als Kulturredaktor erhält man sie oft auch unverlangt zugeschickt. Zuletzt erreichte uns aus jener Kategorie ein Büchlein namens «Das Blaue Büchlein. 366 Vermutungen» von Niko Stoifberg. Einige Vermutungen gefällig? «Manche finden sich, die meisten finden sich ab.» Oder: «Schweiz ist der hässlichste Ländername.» Weiteres Beispiel: «Verbrecher zählen vor dem Einschlafen schwarze Schafe.» Nun gut, geben wir's zu: Auch wir haben bei dem Büchlein manchmal geschmunzelt. (rb)

Niko Stoifberg: Das Blaue Büchlein. 366 Vermutungen. Der gesunde Menschenversand. 192 S., Fr. 23.–.

«Ich komme aus einer anderen Welt»

Gottfried Honegger hat das UBS-Logo mitkreiert, Max Frisch widmete ihm ein Buch, in Frankreich hat er ein Museum gegründet. In diesen Tagen wird der Künstler 95 Jahre alt – und ist engagiert wie eh und je. *Von Rico Bandle und Christian Schnur (Bild)*

Ihr Atelier befindet sich an bester Lage in Zürich ...

Es kostet mich 6500 Franken pro Monat. Darunter findet man in der Stadt nichts. Eine Schande! In Paris stellt der Staat den Künstlern Ateliers zur Verfügung.

Hier doch auch. Überall gibt es günstige Künstlerateliers, zum Beispiel in der Roten Fabrik.

Entschuldigen Sie, ich komme aus einer anderen Welt. Was in der Roten Fabrik gemacht wird, ist *Gaggalari-Züüg*. Wenn man einen Hodler, einen Segantini anschaut oder jene Künstler, die ich selber noch gekannt habe wie Le Corbusier oder Sophie Taeuber-Arp, so ist das nicht vergleichbar mit dem, was in diesen subventionierten Ateliers gemacht wird.

Was unterscheidet denn die alten Künstler von den heutigen? Sie sind doch ein Nostalgiker!

Diese Künstler haben für die Gesellschaft gearbeitet. Die hatten eine Vision, einen geistigen Beitrag zum Leben der Menschen zu leisten. Heute geht es zu vielen Künstlern nur noch um sich selber oder darum, den Markt zu bedienen.

Sie stammen aus einfachen Verhältnissen. Jetzt haben Sie ein teures und schönes Atelier. Wie finanzieren Sie das?

Vornehmlich durch Skulpturen, die ich im öffentlichen Raum erstelle. Zuletzt zum Beispiel jene über der Einfahrt zum neuen Parkhaus beim Zürcher Opernhaus, die allerdings privat finanziert wurde. In der Schweiz verkaufe ich kaum etwas an Privatpersonen, dafür umso mehr im Ausland, insbesondere in Frankreich.

Aufgewachsen sind Sie in der rauen Bergwelt und im verruchtesten Quartier von Zürich. Wie hat Sie dies geprägt?

Einen Teil meiner Kindheit verbrachte ich auf dem Bauernhof meiner Grosseltern im Engadin, ganz in der Natur. Dort sprach ich Romanisch. Die andere Zeit wuchs ich bei meinen Eltern im Zürcher Arbeiterquartier, dem Kreis 4, auf. Mein Vater war Maurer, ein Sozialist. Die Eltern wurden während meiner Kindheit zu strengen Zeugen Jehovas, sie zogen jedes Wochenende von Haustür zu Haustür und missionierten. Ich empfand das als Dienst an der Gesellschaft. Sowohl bei den Eltern wie bei den Grosseltern galt: Ihr eigenes Wohlbe-

finden war ihnen weniger wichtig als jenes der anderen.

Sie waren auch ein Zeuge Jehovas?

Nein. Mein Vater schenkte mir eine Bibel. Ich sagte ihm dann, dass Gott doch nicht so grausam sein könne, bei der Sintflut alle Menschen ausser Noah jämmerlich sterben zu lassen. Ich hatte immer meine Zweifel an der Bibel. Meine Religion war die Natur, die ich bei meinen Grosseltern schätzen lernte.

Studiert haben Sie nicht, Sie wurden Schaufensterdekorateur.

Ich wollte Architekt werden, mein Vater konnte das Studium aber nicht bezahlen. Also machte ich eine Lehre als Schaufensterdekorateur bei Coop, der damals noch Lebensmittelverein Zürich hiess. Im Rahmen der Lehre wurde ich ein Jahr lang an die Kunstgewerbeschule geschickt, für mich war das eine Offenbarung. Dort lehrten damals einige der besten Leute der Welt, zum Teil waren die Lehrer Mitglied der Kommunistischen Partei, was der Stadt überhaupt nicht passte. Für mich war das grossartig.

Und dann kam der Krieg.

Nach der Lehre zog ich nach Paris, zwei Jahre lebte ich dort, bis die Armee mich zurückrief. Ich war Infanteriesoldat, machte dem Hauptmann aber klar, dass ich nie auf Menschen schiessen würde. So wurde ich in den Sanitätsdienst versetzt. Ich diente fünf Jahre lang, war Gefreiter und Korporal. Und unendlich unglücklich.

Später verfassten Sie mit Ihrem Freund Max Frisch das Manifest für eine Schweiz ohne Armee. Hat der Krieg nicht gerade gezeigt, dass es eine Armee braucht?

Im Gegenteil. Ich habe gesehen, was in der Armee vor sich geht. Ich war einmal Wachsoldat in Rheinau. In der Nacht schwammen jeweils Juden über den Rhein in die Schweiz. Ich half ihnen aus dem Wasser, gab ihnen zu essen, dann verschwanden sie irgendwo. Ich sah allerdings auch, wie ein Hauptmann entkräfteten Juden, die sich aus dem Wasser ziehen wollten, auf die Finger stand, so dass sie loslassen mussten. Die Flut riss sie alle in den Tod. Das ist nur eines von vielen Beispielen, die meine Abscheu für die Armee stärkten.

Sie waren ein Sozialdemokrat, der kommerziell erfolgreich war.

Mit meiner ersten Frau, Warja Lavater, gründete ich ein Grafikatelier. Wir wurden ziemlich rasch bekannt, man kann fast sagen:



«Das Wertvollste ist Zeit»: Künstler Honegger in seinem Zürcher Atelier.

weltbekannt. Unter anderem kreierten wir das Schlüssellogo des Bankvereins, das die UBS bei der grossen Fusion übernommen hat. Der Erfolg basierte auf einem einfachen Credo: Wir wollten mit unserer Grafik den Menschen, den Firmen dienen.

Wichtige Jahre Ihres Lebens haben Sie in New York verbracht und haben dort mit Künstlern wie Mark Rothko und Sam Francis verkehrt. Wie kam es dazu?

Eines Tages kam der Chef der Chemiefirma Geigy zu mir und hat mich fest engagiert. Er schickte mich nach Paris, damit ich von dort aus ein einheitliches Erschei-

nungsbild für die Firma kreierte. Das gelang ziemlich gut, und so wurde ich nach einem Jahr nach New York versetzt. Drei Tage pro Woche arbeitete ich als Berater für das Werbebüro von Geigy, vier Tage widmete ich mich der Kunst. Das war wunderbar: Ich verdiente wahnsinnig viel, mein Lohn betrug, umgerechnet auf heute, etwa 40 000 Franken pro Monat – für drei Tage Arbeit pro Woche.

Malen war damals nur Ihre Nebenbeschäftigung. Wie haben Sie Kontakt zur Künstlerszene gefunden?

Der Künstler Sam Francis war einmal bei mir, kaufte mir ein Bild ab und hängte es in sei-

nem Atelier auf. Seine Galeristin sah es und machte gleich eine Ausstellung mit meinen Bildern. An die Vernissage kamen alle Freunde Sam Francis': Mark Rothko, Clyfford Still, Franz Kline und viele mehr. So lernte ich die alle kennen. Rothko, damals noch kaum erfolgreich, war begeistert von meiner Arbeit. Wir blieben freundschaftlich verbunden, bis er sich 1970 das Leben nahm.

Sie gaben den lukrativen Job bei Geigy nach wenigen Jahren auf. Wie kam es dazu?

In der Geigy-Werbeabteilung in New York konnte ich einige der besten Grafiker der Welt engagieren, auch Mediziner arbeiteten dort, die für die Beschriftungen der Verpackungen verantwortlich waren. Es war eine grossartige Zeit. Während des Koreakriegs wollte Geigy den USA im grossen Stil DDT verkaufen. Die Mücken machten den US-Soldaten in Korea zu schaffen. Das Insektizid war in den USA allerdings umstritten, man hatte Bedenken, es würde auch den Menschen schaden. Ein Arzt aus meinem Büro reiste nach Washington, trank vor den Generälen ein Glas mit DDT, worauf Geigy den millionenschweren Auftrag erhielt. Der Arzt verreckte elendiglich, er verfaulte innerlich. Da habe ich meine Kündigung eingereicht – schweren Herzens. In New York hatte ich ein wunderbares Beziehungsnetz aufgebaut und war auch als Künstler zunehmend erfolgreich.

1960 zogen Sie von New York direkt nach Paris, wo später die 68er Revolte begann. Als Sozialdemokrat muss für Sie das das Paradies gewesen sein.

Ja, Paris war herrlich. 1968 ging ich jeden Tag zwei Mal an die Universität und brachte den protestierenden Studenten Esswaren. Ich war auch oft im Odeon-Theater, dort fanden Tag und Nacht Versammlungen statt, jeder durfte reden. Einmal hörte ich, wie ein einfacher Renault-Arbeiter über Finanzpolitik referierte – ganz toll. Ich ging dann für einige Monate zurück nach Zürich und organisierte im Volkshaus die erste Versammlung der hiesigen 68er und war auch Mitverfasser des «Zürcher Manifests».

Später distanzieren Sie sich von solchen Bewegungen.

Ich ertrage keine Ideologien mehr, egal ob linke oder rechte.

Wie kommt das?

Bei den feurig gehaltenen Reden der 68er merkte ich oft: So einfach geht das wohl auch nicht, so kann man einen Staat nicht führen. Ich war auch ein paar Jahre lang Vorstandsmitglied der Sozialdemokratischen Partei in Zürich. Bin aber dann ausgetreten, weil man viele Themen gar nicht erst ansprechen durfte: Was nicht mit der Ideologie in Einklang war, war tabu.

Mit Max Frisch unterhielten Sie eine enge Beziehung. Wie lernten Sie sich kennen? >>>

Kurz nach dem Krieg waren viele soziale Kontakte brachgelegen, die Künstler und Intellektuellen der Stadt kannten sich nicht mehr. Einmal im Monat kamen dann etwa fünfzig bis hundert Leute zu mir nach Hause – auch Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Irgendwann wurde es mir zu viel, und wir mieteten am Limmatquai ein Lokal, wo wir uns fortan trafen. Alle kamen in die «Schiffplände»: Le Corbusier, Max Bill und viele mehr.

Was verband Sie mit Max Frisch?

Er war der Gebildete, ich der Ungebildete, der nie an einer Universität war. Er interessierte sich sehr für meine Meinung, gab mir jedes Manuskript zu lesen, noch bevor er es seinem Lektor schickte. Ich war auch der Einzige, dem er ein Buch gewidmet hat. Unsere Freundschaft hielt fünfzig Jahre.

Er schickte Sie zu seiner Frau, damit Sie ihr mitteilten, dass er sich von ihr scheiden wolle.

Ich hatte eine gute Beziehung zu Marianne Frisch. Er wollte ihr aber nicht wehtun. Es war nicht Feigheit, dass er es ihr nicht selbst sagen wollte. Sein Problem war, dass er kein Argument für die Scheidung hatte. Als es Frisch nicht gutging, hat er zwei Mal eine Woche lang bei mir im Atelier übernachtet. Er war mein einziger wirklicher Freund.

Er war hocheffektiv, stand dauernd im Rampenlicht, Sie kannte man in der Schweiz kaum. War das ein Problem?

Max Frisch war so berühmt, dass er nirgends mehr hingehen konnte, ohne erkannt zu werden. Das färbte sich auf die Persönlichkeit ab. Zu viel Ruhm ist nicht gut: Ich bin froh, nicht so bekannt zu sein. Was ich hingegen vermisse, ist: Anerkennung. Die wurde mir in der Schweiz nie zuteil. In meiner Heimat gibt es keine Ausstellung zu meinem Geburtstag, dafür eine in Paris, eine in Deutschland und eine in Österreich.

Sie haben eine Stiftung in Zürich, vor allem aber den grossartigen Espace de l'Art Concret an der Côte d'Azur ins Leben gerufen. Wie kam es dazu?

Ich fand durch den französischen Kulturminister Jack Lang grosse Unterstützung. Er ermöglichte es, dass wir ein wunderbares Anwesen mit dem Schloss in Mouans-Sartoux in ein Kulturzentrum umwandeln konnten. Im Jahr 2000 konnten wir den Neubau der Architekten Gigon/Guyer eröffnen, wo unsere Kunstsammlung, die meine Frau und ich dem französischen Staat geschenkt haben, untergebracht ist. Der Espace ist mehr als nur ein Museum: Jedes Jahr kommen 8000 Kinder zu uns, die bei uns lernen, genau hinzuschauen, und im Atelier malen. Ich will der Gesell-

schaft etwas zurückgeben, das ist mir sehr wichtig.

Sie stehen noch jeden Tag in Ihrem Atelier. Was treibt Sie an?

Seit einigen Jahren lasse ich bei meinen Bildern nicht nur den Rahmen weg, auch die Wand wird integriert. Das soll zeigen: Das Umfeld ist wichtig, man kann etwas nicht isoliert betrachten. Bei meinen Skulpturen achte ich neuerdings darauf, dass es ein sichtbares Innen und Aussen gibt, die Formen sind offen. Ich entwickle mich noch immer weiter.

Sie haben vierzig Jahre in Paris gelebt, haben vom französischen Staat die höchste Auszeichnung erhalten, die ein Künstler erhalten kann. In Zürich fühlen Sie sich verkannt, trotzdem sind Sie vor einigen Jahren zurückgekehrt. Weshalb?

Wegen meiner Frau. Sie wollte zurück, aus gesundheitlichen Gründen. Ich habe ihr zu Liebe zugestimmt. Für mich ist das in Ordnung. Hier kann ich in Ruhe arbeiten, werde nicht dauernd gestört. In Paris erhalte ich dauernd Einladungen: eine Vernissage hier, ein Konzert dort. Das ist zwar auch schön, aber hier gewinne ich Zeit. Mit 95 Jahren ist Zeit etwas vom Wertvollsten, was man haben kann. Denn ich habe ja davon nicht mehr so viel übrig.

Gottfried Honegger gehört neben Max Bill und Richard Paul Lohse zu den bedeutenden Schweizer Vertretern der konkreten Kunst. Er wurde 1985 durch den französischen Kulturminister Jack Lang zum Chevalier de l'Ordre des Arts et des Lettres ernannt, der von ihm gegründete Espace de l'Art Concret in Mouans-Sartoux erhielt 2008 den Europäischen Kulturpreis. Zu seinem 95. Geburtstag veröffentlicht der Limmat-Verlag Honeggers Lebensrückblick «34699 Tage gelebt».



FISCHER
Kunstauktionen 13. bis 15. Juni 2012
www.fischerauktionen.ch
Pierre-Auguste Renoir, La femme à la robe noire (Ausschnitt).

Jazz

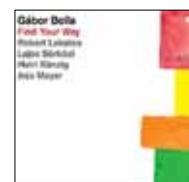
Donau-Groove statt «Zigeunerjazz»

Von Peter Rüedi

«Wir Gipsys», sagt Gábor Bolla, «spielen alles ein bisschen anders. Wie der Jazz basiert sehr viel auf Improvisation, wenn auch auf einer etwas anderen Art.» Das erinnert an das berühmte Statement von Miles Davis über Joe Zawinul: «It ain't black, it ain't white, but it grooves.» Der Donau-Groove. Gábor Bolla ist 24, Ungare, Roma, Tenorsaxofonist und eines der Riesentalente, die auf der brodelnden Jazzszene so ins Kraut schiessen, dass schon kaum einer mehr den Überblick hat. Die Jazzschulen entlassen einen Jahrgang nach dem andern auf die vermeintlich freie Wildbahn, die sich dann doch eher als Masoala-Halle erweist, bestenfalls.

Ein paar Gegenbeispiele zum allwaltenden Akademismus gibt es allerdings auch, und Bolla ist eines davon. Er brachte sich schon als Kind autodidaktisch das Klarinettenspiel bei, wechselte dann zum Tenorsaxofon, also ins eindeutige Jazzfach. Dass er auf einer CD mit dem sprechenden Titel «Find Your Way», der ersten für Siggis Label ACT, zusammen mit dem Geiger Lajos Sárközi eine schöne, etwas ironisch stehgeigermässig pathetische Version von John Lewis' «Django» anstimmt, liegt nahe und führt doch in die Irre. Mit «Zigeunerjazz» hat Bolla nichts am Hut, mit der Musik von Django (einem der raren Beispiele, wo nicht Volksmusik zu Jazz wurde, wie etwa im Fall von Benny Goodman der Klezmer, sondern Jazz zur Volksmusik).

Wie immer: Gábor Bolla ist eine fabelhafte Jazz-CD gelungen, deren Originalität sich vielleicht erst beim zweiten Zuhören offenbart. Seine Band ist fantastisch, vom gelegentlich als Gast glänzenden Sárközi sogar abgesehen. Die Rhythmusgruppe mit Robert Lakatos und den beiden Schweizern Heiri Känzig und Jojo Mayer ist kompakt, biegsam, kreativ. Bollas Eigenkompositionen sind Erfindungen wie Instant-Standards, die Fremdvorlagen mit Witz und Umsicht gewählt: zwei Passagen von Bartók, aus dem Violinkonzert Nr. 2 und aus den «Rumänischen Volkstänzen» Nr. 4; daneben Sperriges wie Rollins' «East Broadway Rundown», eine kleine *frivolité* von Stevie Wonder, zwei Klassiker von Monk. *Great stuff.*



Gábor Bolla: Find Your Way (mit Robert Lakatos, Lajos Sárközi, Heiri Känzig, Jojo Mayer). ACT 9529-2

Opern-Festhütte Schweiz

Die Region Zürich erhält ein grosses Opern-Open-Air. Wie reagieren die Konkurrenten von Avenches bis St. Gallen? Von Christian Berzins

Die gute alte Oper boomt. Die Menschen strömen zwar seltener in die hochsubventionierten Opernhäuser, dafür umso ungestümer in die freie Opern-Wildbahn. Open-Air-Bühnen sind bei den Schweizern beliebt – allerdings nicht nur die einheimischen: Zehn Prozent der insgesamt 600 000 Besucher der Opernfestivals in Verona und Bregenz reisen aus der Schweiz an – trotz Alternativen vor der Haustür in Avenches, Hallwyl, Solothurn, St. Gallen oder Schinznach.

Neulinge sind im Freiluftopernzirkus willkommen. Nachdem 2010 durch die Initiative des Tenors Peter Bernhard in Schinznach ein Festival mit 15 500 Zuschauern erfolgreich lanciert worden ist (das sind 7000 mehr als beim alteingesessenen Classic Openair Solothurn in den letzten Jahren), will man dort 2013 rund 22 000 Karten verkaufen. Im gleichen Jahr erhält aber auch der Kanton Zürich sein Opernfest. Am Pfäffikersee sollen an sieben Abenden 28 000 Menschen «Aïda» sehen. Ein hohes Ziel, gewiss. Aber das Festival La Perla hat Potenzial, denn man erfüllt fünf wichtige Kriterien:

1 — Die Pfäffiker setzen wie Bregenz oder das erfolgreiche Puccini-Festival in Torre del Lago aufs Wasser. Eine Seebühne ist genauso stimmungsvoll wie eine Ruine (Solothurn), ein Schloss (Hallwyl), eine Kathedrale (St. Gallen) oder eine römische Arena (Verona, Avenches, Orange). Bezeichnend: Auch die Musical-Macher in Thun und Walenstadt sind auf den Seebühnen-Zug aufgesprungen.

2 — Die Pfäffiker verbinden Geld und Geist: Mit George Egloff, dem ehemaligen Geschäftsführer des Ticketportals Ticketcorner, und Sergio Fontana, dem ehemaligen Bariton und Gründer des Opernfestivals Avenches, trifft der Manager auf den Künstler. Fontana – aber auch der Tenor Peter Bernhard in Schinznach – weiss, dass weltberühmte Sänger höchstens in Verona oder für eine Riesengage *open-air* singen. Und neben Anna Netrebko kennt die breite Masse höchstens Noëmi Nadelmann. Kein Wunder, setzt Pfäffikon 2013 – wie Solothurn schon 2012 – auf die Diva, die in der Schweiz weltberühmt ist.

3 — Pfäffikon scheut sich nicht, die Triumphmarsch-Oper «Aïda» aufzuführen. Neben «Nabucco» ist diese Verdi-Oper auch Veronas Lebensversicherung. Wer unter freiem Himmel von den Opern-ABC-Waffen («Aïda», «Bohème», «Carmen») abkommt, hat Mut und

Reserven wie Bregenz oder genügend öffentliches Geld wie Hallwyl oder St. Gallen.

4 — Um dieses Plus beneiden alle die Pfäffiker. In Avenches, Solothurn, Schinznach oder St. Gallen klagt man, es sei schwer, die Leute aus dem Grossraum Zürich anzulocken. Die Pfäffiker können auf mehr als eine Million Menschen mit S-Bahn-Anschluss bis spät in die Nacht zählen.

5 — Schinznach, Avenches, St. Gallen und Solothurn, aber eben auch die Pfäffiker zeigen, wie wichtig es ist, regional eingebunden zu sein. Im Dorf wie im Städtchen sitzen der kritiklose, für pausenlose Publizität sorgende Lokalredaktor, die langjährigen Geldgeber und die Stammbesucher in derselben Beiz, sind auf Du und Du. Dank dem freundschaftlichen Kontakt zu den Behörden kann eine Verkehrsberuhigung oder Naturschutz-Auflage unkompliziert geregelt werden.

Obwohl die Pfäffiker fast alles richtig machen, scheinen sie nervös zu sein: Im Mai 2012 pflasterte man schon mal die Schweiz mit «Aïda»-Inseraten und -Plakaten zu. Aus dreierlei Gründen, wie Egloff erklärt: «Erstens wollten wir mit unserer ersten Werbekampagne von Anfang an das Feld besetzen, um möglichen neuen Projekten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Zweitens ist 2013 ein Verdi-Jahr, und

wir wollen von Beginn weg von der vorhersehbaren Verdi-Berichterstattung profitieren. Drittens gab es bereits nach Veröffentlichung des Festivalprogramms Ticketanfragen. Die aktuellen Verkaufszahlen geben uns in jeder Hinsicht recht, dass der Zeitpunkt zwar früh – aber für den Verkauf richtig war.»

Schinznach-Leiter Peter Bernhard zeigt sich darob noch gelassen. Auch das 2012 unter neuem Namen wiedererstehende ehemalige Classic Openair Solothurn will nichts von Konkurrenzkampf hören: Intendantin Iris Kofmel weiss, dass sie es alleine durch die Mobilisation des Grossraums Solothurn schaffen kann, ihren Classic Opera Nights neuen Schwung – sprich 6000 bis 8000 Zuschauer – zu geben.

Beide sind sich indes bewusst, dass vor dem grössten spielverderbenden Konkurrenten – dem Wetter – nicht alle gleich sind. Die Pfäffiker haben sich immerhin mit drei Verschiebungsdaten und einer Schlechtwetterversicherung gewappnet. In Schinznach, St. Gallen und Hallwyl ist das Orchester gedeckt, fällt Regen, kann hier weitergespielt werden. Solothurn hat gar die Rythalle als Ausweichstation: Wer Karten bucht, hat seinen Opernabend auf sicher. Neben dem Fernglas sollte man Regenschirm und Mückenmittel dennoch nie vergessen.

Avenches: 5. bis 17. Juli 2012 – «La Bohème»

Solothurn: 28. Juni bis 7. Juli 2012 – Konzerte und diverse Opern

St. Gallen: 22. Juni bis 6. Juli 2012 – «La damnation de Faust»

Hallwyl: 27. Juli bis 25. August 2012 – «Il barbiere di Siviglia»

Pfäffikon: 9. bis 18. August 2013 – «Aïda»

Schinznach: 11. bis 31. August 2013 – «Il trovatore»

Christian Berzins ist Redaktor der *Aargauer Zeitung* und des *Sonntags*.



Geld und Geist: Werbespot für das Festival «La Perla» in Pfäffikon.

Frauen in dünner Luft

Statt Stricknadeln und Wolle bevorzugten sie Pickel und Seil: Frauen haben die Geschichte des Alpinismus mitgeschrieben. Ihr grösstes Hindernis war dabei nicht der Berg, sondern ihre «naturegegebene» Rolle.
Von Daniele Muscionico

Zehn Jahre hatte sie auf diesen Augenblick gewartet. Hatte sich körperlich vorbereitet und ihr Testament verfasst. Jetzt lässt Henriette d'Angeville die Taube frei, die sie mitgebracht hat, sie soll mit der Erfolgsmeldung nach Chamonix fliegen. Mit dem Finger ritzt sie ihr Lebensmotto in den Schnee: «Wollen ist können!»

Als sie im Aufstieg war, drohten ihr immer wieder die Sinne zu schwinden; Henriette wies die Bergführer an, falls sie sterben würde, ihren Körper auf den Gipfel zu tragen. Jetzt hat sie ihn erreicht, aus eigener Kraft. Nicht, dass sie ihren Triumph feierte! Ihr Fläschchen Mandelmilch, ihr Kölnischwasser, die Gurkensalbe – alle die Dinge, ohne die keine ehrbare Frau das Haus verlässt – zum Einsatz brächte in dem erkämpften Jubelmoment. Nein, Henriette, eine französische Adelige, mit 44 Jahren eine alte Jungfer, kritzelt man, macht auf dem Gipfel naturkundliche Beobachtungen: zu Temperatur und Höhe, zum Schall ihrer Stimme, zur Aussicht auf die Berge und zur Reaktion ihres Körpers auf den Kraftakt. Im Spiegel, den sie im Gepäck hat, blickt ihr ein angeschwollenes Gesicht entgegen, blutunterlaufene Augen, aufgeplatzte Lippen. Ist sie jetzt das «wilde Bergweib», die «Zottelhexe», als die man weibliche Alpinisten verschreit? Haben ihre Kritiker, Verwandten, sogar Freunde doch recht, die ihr Tun missbilligen? Die Sittenrichter schweigen noch immer nicht. Am 11. September 1838 wird über sie in der Genfer Zeitung *Fédéral* zu lesen sein: «Unser stolzer Montblanc muss sich gedemütigt fühlen wie noch nie. Am 4. September, um 1 Uhr 25, sah er seinen Gipfel von einem Frauenfuss betreten.»

In einer männlichen Welt und Sprache hat die Natur, hat der Berg weiblich zu sein. Berge sind «jungfräulich», wollen «erobert» werden, durch wen? Eine Frau? Dem Alpinismus, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Schweizer Alpen um Zermatt, Grindelwald und um Chamonix seine erste Hochblüte erlebte – beflügelt durch die Möglichkeit der Pauschalreisen des weltweit ersten Reisebüros des Engländers Thomas Cook 1845 –, frönten



Mädchengruppe am Berg (Datum unbekannt).



Fornogletscher, von Elizabeth Maine, ca. 1880/90.

Männer des gehobenen Bürgertums. Es waren Akademiker mit liberalen Neigungen, höhere Staatsbeamte, Professoren oder Bankiers, die die Gipfel systematisch bestiegen, sich am angenehmen Schauer delectierten, sie wie Trophäen sammelten. Und die Damenwelt, ihre Ehefrauen, zum Beispiel? Die Frage, ob «das Frauenzimmer» überhaupt reisen sollte – geschweige denn klettern –, wurde noch Ende des 18. Jahrhunderts öffentlich diskutiert. Wenn überhaupt, dann wurde der bewegungslustigen Frau eine Pilgerreise zugestanden.

Eine Frau und eine Ausländerin!

«Unser stolzer Montblanc» wurde am 4. September 1838 gedemütigt, und das sogar zweifach: Der Berg wurde erstens von einer Frau bezwungen, von deren Geschlecht man sagt, es sei nach den Gesetzen der Natur dazu weder physisch bemächtigt noch psychisch befähigt – und zweitens von einer Französin. So dachten die hiesigen Zeitgenossen von der ersten Frau, die den höchsten Gipfel des Montblanc aus eigener Kraft bestiegen hatte: Henriette d'Angeville, die erste nennenswerte Bergsteigerin, die «erste grosse Alpinistin». «Gross», das war sie damals nicht, ihre öffentlichen Kritiker schrieben ihre Leistungen klein, auch Jahre später noch, als sich die Pionierin in Lausanne



Frauenleben im Gebirge: Lucy Smith und Pauline

niedergelassen und weitere Berge bestiegen hatte. Man warf ihr Konkurrenzsucht vor und «ein ungesundes Gefühl der Eifersucht», und zwar auf die Schriftstellerin George Sand; man unterstellte ihr «selbstsüchtiges Streben nach Ruhm» und argumentierte, dass d'Angeville

Kletternde Frauen brachen zwar kein Gesetz, aber immerhin ein Gewohnheitsrecht.

den Montblanc nur deshalb liebte, weil sie sonst niemanden gehabt habe, den sie hätte lieben können.

Es war in jener Zeit selbst für eine sozial hochgestellte Frau, die neue Wege ging, unmöglich, böswilligen Unterstellungen zu entgehen. Und überhaupt, welche Motive hätte sie vorweisen können, aus denen man ihr nicht einen Strick drehen würde? Kletternde Frauen brachen zwar kein Gesetz, aber immerhin ein Gewohnheitsrecht.

Als Alpinistin auffällig zu werden, hatte seinen Preis. Es mangelte den Frauen auf sämtlichen lebenspraktischen Feldern an Möglichkeiten, auszubrechen aus dem, was die Gesellschaft für sie an Rollenangeboten und Lebensmodellen zur Verfügung hielt. Aus den



Ranken klettern am Little Quarry, Salisbury Crags, Edinburgh, 1908.

Kommentaren von Thomas Manns Schwiegermutter, Hedwig Pringsheim-Dohm, ist bekannt, dass im München der achtziger Jahre Frauen selbst das Radfahren nur mit schriftlicher Erlaubnis ihres Gatten gestattet war. Keine Frage: 1838 stand Henriette d'Angeville mit ihrer alpinen Unternehmungslust allein, nicht nur am Berg, sondern auch im Leben.

Hat sie später vielleicht der 1863 gegründete Schweizer Alpenclub (SAC) mit offenen Armen empfangen? Nein, naturgemäss, nicht. Frauen war die Mitgliedschaft untersagt. Wenige Damen wie Hermine Tauscher-Geduly aus der alten Donaumonarchie – und dort offizielles Mitglied des Österreichischen Alpenvereins – und die Bernerin Elise Brunner waren davon ausgenommen. Doch wie um ihr Privileg zu unterstreichen, standen Tauscher-Geduly und Brunner in dem sonderbaren Status eines Ehrenmitglieds. Der SAC gewährte Frauen den offiziellen Beitritt erst 1980.

Henriette d'Angeville sollte in der Schweiz jahrzehntelang ohne solidarischen Nachhall bleiben. Erst am 21. Juni 1918, die Alpinistin war fast vierzig Jahre tot, gründete ein Westschweizer Freundinnenkreis, angeführt von der Hôtelière Aline Margot-Colas (um 1860–1944) den Schweizer Frauen-Alpenclub. Er sollte der grösste alpine Frauenverein überhaupt werden.

Die Geschichte des Alpinismus, diese fortlaufende Abfolge von Siegen und Niederlagen, ist nur eine vermeintlich von Männern allein gestaltete Geschichte. Es ist bekannt – nicht erst seit Tanja Wirz' Publikation «Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840–1940» –, dass Frauen in den Bergen ebenso geklettert sind, ebenso Neuland entdeckten, ebenso für die Wissenschaft und als Künstlerinnen gearbeitet haben wie die Männer. Einen neuen Aspekt dieser Forschung beleuchtet ein Buch der Südtiroler Autorin Ingrid Runggaldier. «Frauen im Aufstieg» ist ein reichhaltiges Kompendium über das Frauenleben im Gebirge.

Fluchtwege aus der Enge des Lebens

Da steht die britische Pionierin Beatrice Tomasson (1859–1947), die massgeblich an der bahnbrechenden Erstbesteigung der Marmolata-Südwand beteiligt war. Es findet sich die Lebensgeschichte der österreichischen Weltreisenden Ida Pfeiffer (1797–1858) oder jene der Britin Lucy Walker (1836–1916), die als erste Frau 1871 auf dem Matterhorn stand – eine der ersten Alpinistinnen, die das Bergsteigen systematisch betrieb. Entdeckt werden führende Kletterinnen ihrer Zeit, bedeutende Alpingeologinnen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts;



Collage in der Zeitschrift Femina, 1911.

und selbst kontroverse Figuren wie Alice Schalek (1874–1956), die einzige weibliche Kriegsreporterin im Ersten Weltkrieg, oder die Regisseurin Leni Riefenstahl werden wenn auch nicht in ein neues, so doch aufklärerisches Licht gestellt. Aber der entscheidende Gewinn dieses Buches besteht in der Feststellung, dass für Frauen lange Zeit nicht der Schritt auf den Gipfel die eigentliche Leistung bedeutete, sondern der Schritt vor die eigene Haustür.

Bergsteigen als Fluchtweg aus der Enge des bürgerlichen Frauenlebens. Auch dass Frauen lange durch ihre Kleidung den Stand ihres Gatten zu repräsentieren hatten, stand ihrem Aufbruch in die Höhe und Weite entgegen. Die Frage «Wer führt?» hatte nicht nur für die Frauen im Gebirge eine existenzielle Bedeutung. Frauen im Aufstieg waren am Aufstieg der Frauen beteiligt, führten selber, waren Frauen mit Aussicht. Mit ihrem Mut eroberten die Unerschrockenen neue Horizonte, für sich selber und für ein ganzes Geschlecht.



Ingrid Runggaldier

Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte. Edition Raetia, 2011. Fr. 86.–

Top 10

Knorr's Liste

1	Moonrise Kingdom	★★★★★
	Regie: Wes Anderson	
2	Men in Black 3	★★★★☆
	Regie: Barry Sonnenfeld	
3	My Week with Marilyn	★★★★☆
	Regie: Simon Curtis	
4	Un cuento chino	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
5	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
6	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
7	Salmon Fishing in the Yemen	★★★☆☆
	Regie: Lasse Hallström	
8	We Bought a Zoo	★★★☆☆
	Regie: Cameron Crowe	
9	The Avengers	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	
10	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Gary Ross	

Kinozuschauer

1 (-)	Men in Black 3	33 841
	Regie: Barry Sonnenfeld	
2 (1)	The Dictator	32 803
	Regie: Larry Charles	
3 (2)	Dark Shadows	6964
	Regie: Tim Burton	
4 (3)	American Pie: Reunion	6204
	Regie: Jon Hurwitz	
5 (4)	The Avengers	4808
	Regie: Joss Whedon	
6 (7)	Project X	3408
	Regie: Nima Nourizadeh	
7 (5)	Salmon Fishing in the Yemen	2676
	Regie: Lasse Hallström	
8 (-)	Moonrise Kingdom	2409
	Regie: Wes Anderson	
9 (8)	The Lucky One	2316
	Regie: Julie Anne Robinson	
10 (6)	Hanni & Nanny 2	2245
	Regie: Julia von Heinz	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Mission: Impossible IV (Rainbow)
2 (2)	Sherlock Holmes II (Warner)
3 (1)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)
4 (3)	The Descendants (Fox)
5 (4)	J. Edgar (Warner)
6 (-)	Rubbeldiekatze (Universal)
7 (9)	Thor (Rainbow)
8 (8)	Captain America (Rainbow)
9 (6)	Die Muppets (Disney)
10 (7)	Jane Eyre (Disney)

Quelle: Media Control



Da ist etwas faul im Staate Dänemark: Mads Mikkelsen und Alicia Vikander in «A Royal Affair».

Kino

Ein Doktor will aufklären

Der Historienfilm «A Royal Affair» leuchtet ein düsteres Kapitel der dänischen Monarchie aus. Für eine SVP-Nationalrätin ist das von besonderem Interesse. Von Wolfram Knorr

Dass etwas faul im Staate Dänemark ist, erfährt der deutsche Arzt Johann Friedrich Struensee (Mads Mikkelsen) spätestens in der Funktion als Leibarzt des dänischen Königs Christian VII. (Mikkel Boe Følsgaard). Der puerile Psychopath, zu feucht-fröhlichem Unsinn neigend, wird von seiner Mutter und dem Hofadel wie ein Depp behandelt: Er hat abzunicken und zu unterschreiben, was das verbiesterte Protestanten-Kabinetts entscheidet. Zu Struensee entwickelt Christian bald eine heftige emotionale Zuneigung, die der Arzt nutzt, um dem König zu selbstbewusstem Auftreten zu verhelfen und ihm ein paar Reformen aus dem Geiste Voltaires und Diderots unterzujubeln – zwanzig Jahre vor der Französischen Revolution!

Die riskanten (Doktor-)Spiele – auch die Pressefreiheit gehörte dazu – fanden tatsächlich um 1770 in Dänemark statt, dauerten allerdings nicht lange und endeten böse. Denn Aufklärer Struensee ging nicht nur mit seinen Ideen zu weit, auch mit der Lust: Tagsüber bosselte er mit dem königlichen Jux-Bruder an Reformen, und in den Nächten schlüpfte er heimlich ins Bett von Christians Gattin, der Königin Caroline Mathilde (Alicia Vikander). Es dauerte nicht lange, und die Pressefreiheit wurde dem Aufklärer zum Verhängnis: In den Gassen und in Pamphleten war die Amour fou

ein genüsslicher Stoff, der die Funktionäre des Absolutismus auf den Plan rief. Ohnehin um ihre Macht bangend, schlugen sie zurück: Im April 1772 wurde Struensee wegen Hochverrats geköpft und alles Neue sofort rückgängig gemacht.

Verwirrte Wichte auf dem Thron

Neu ist der irre Stoff natürlich nicht. 1957 spielte Schwerenöter O. W. Fischer in «Herrscher ohne Krone» den Volksreformer (und Horst Buchholz den infantilen König), und Ende der Neunziger machte Per Olov Enquist mit seinem Roman «Der Besuch des Leibarztes» Furore. Nikolaj Arcels erster dänischer Verfilmung gelingt die Balance zwischen Romanze und Polit-Film, Opulenz und Wirklichkeitsnähe. Der Realismus (Arcel schrieb mit Rasmus Heisterberg und Lars von Trier das Drehbuch) vermittelt kein freundliches Bild der Zeit und der handelnden Personen. Kein «Hamlet»-Zitat trifft die Darstellung von «A Royal Affair» so präzise wie «The time is out of joint»: der dänische Hof versteinert, zombiefhaft, in den Strassen pure Armut, in Winkeln und Kaschemmen Struensee sowie ein paar Gleichgesinnte und auf dem Thron verwirrte Wichte.

Caroline war fünfzehn, als sie den zwei Jahre älteren Cousin heiratete. Von den imperialen

Ränkespielen machthungriger Banausen und bissiger Grosskotze zu Marionetten degradiert, versuchen sich Caroline und Christian mit ihren «verbotenen Spielen» zu wehren. Arcel stilisiert den Leibarzt Struensee nicht zum tragischen Helden, sondern zeigt ihn als sehr menschliche Zwielfichtfigur. Zum Geheimen Kabinettsminister ernannt, manipuliert er den König (Følsgaard wurde für seine Darstellung an der Berlinale ausgezeichnet) genau wie die Hofschranzen.

PS: Der SVP-Nationalrätin Natalie Rickli ist der Film besonders zu empfehlen: Ein Deutscher mischt den dänischen Hof auf und scheitert! ★★★★★☆

Weitere Filmstarts

Snow White and the Huntsman — Nach «Mirror, Mirror» eine weitere Verfilmung des berühmtesten Grimm-Stoffs; und diesmal als handfeste Fantasy-Story mit allem Drum und Dran: von altfränkischen Schwertkämpfen über düstere Intrigen bis zu grossen Gefühlen; von wuchtigen Schlössern über verwunschene Wälder bis zu avatarschen Arkadien. Rupert Sanders hat die Vorlage von Evan Daugherty, John Lee Hancock und Hossein Amini mit grossem Respekt umgesetzt. Ein perfekter Märchenfilm, mit Charlize Theron als böser Stiefmutter und Kristen Stewart als Schnee-



Schneewittchen: Kristen Stewart.

Fragen Sie Knorr

Kürzlich las ich, das Leben von Rainer Werner Fassbinder solle verfilmt werden. Ich kenne nur wenige seiner Filme aus dem Fernsehen, und die fand ich langweilig. War Fassbinder als Regisseur wirklich so bedeutend? Ch. K., Baden



Filme sind dem Zeitgeist unterworfen und können schnell altern. Eine Strömung, gegen die nur wenige Filmkünstler gefeit sind. Fassbinder, der gerade mal 37 Jahre alt wurde (1945–1982), hat in dieser Zeit unglaublich

wittchen. Der Schluss ist wunderbar zweideutig und sehr unkonventionell. ★★★☆☆

Trapped — Ziemlich sympathisch, was sich der Schweizer Jungregisseur Philippe Weibel mit seinem ersten Spielfilm erarbeitet hat. Zwei Zoologie-Studenten dringen tief in den Wald, um Wolfspopulationen zu studieren. Doch



Anders als erwartet: Schweizer Film «Trapped».

dann kommt alles anders als erwartet. Kein Horrorfilm à la «One Way Trip». Die Englisch parlierenden Freunde Greg (Oliver Walker) und Michael (David Osmond) sind gewöhnungsbedürftig; aber sobald die märchenhafte Waldfee ins Spiel kommt, gewinnt der Film an Spannung. Eine überzeugende Geschichte mit überraschenden Wendungen und Spannungsbögen ist das aber noch nicht. ★★★☆☆

Les bien-aimés — Die Liebe ist was Feines, natürlich in Frankreich. So toll, dass auch gesungen wird. Christophe Honoré («Les chansons d'amour») verehrt den Klassiker «Les parapluies de Cherbourg» (1964) von Jacques Demy. Da spielte auch schon Catherine Deneuve mit. Bei Honorés jüngster Liebeshymne ist noch ihre Tochter Chiara Mastroianni mit von der Partie, und so singt und tanzt sich der Film durch die sechziger, siebziger, achtziger und so weiter Jahre, zweieinhalb Stunden lang, bis einem die Liebesfimmelerei schwer auf den Keks geht. ★★★☆☆

viele Filme gedreht (über vierzig, auch TV-Produktionen), einige davon einfach hingetrotzt. Seine unverrückbare Grösse liegt darin, dass er den deutschen Film vom Mief der fünfziger Jahre befreite und auch den Neuen Deutschen Film vom Kopf auf die Füsse stellte. Einige seiner Filme haben die Zeit nicht überdauert, andere zeigen die ganze Wucht seines wilden Lebens («Berlin Alexanderplatz»). Er war ein Rabelais, für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Entschleunigung auf der Rennstrecke

Von Christoph Landolt

Nicht immer war das Staatsfernsehen so unumstritten wie heute. Noch Anfang der neunziger Jahre wehrten sich die Verleger vehement gegen einen zweiten deutschsprachigen SRG-Kanal. Leutschenbach erkaufte sich das Wohlwollen der Verleger mit einem Deal: Die Verleger, zusammengeschlossen in der PresseTV AG, erhalten Gebührenmillionen sowie eine zugesicherte Sendezeit. Dafür geben sie dem neuen Kanal ihren Segen.

PresseTV rentierte nie richtig. Ringier – neben NZZ, Jean Frey AG und Basler Zeitung eines der Gründungsmitglieder – steigt nun aus. Die SRG kannibalisierte jedes erfolgreiche Format der Verleger: Die «Gesundheit Sprechstunde» wurde von «Puls» konkurrenziert, «Cash TV» von «Eco».

Kein SF-Pendant gab und gibt es ausgerechnet für die rentable «Motorshow TCS». Wer die Sendung vom 5. Mai geschaut hat, kann sich denken warum: Leichtbekleidete Playboy-Bunnies in der Boxengasse des Hockenheimrings hauchen zu Beginn «Hallo «Motorshow»» in die Kamera. Dann testet der Berner House-DJ Christopher S., der pro Jahr 70 000 Kilometer zurücklegt, den neuen BMW 328i. S. entfährt ein: «Boah, ganz geil, hey» und lobt das Heck des Autos («Ds Füdle isch ou ganz schön»). Solche Sprache toleriert das Schweizer Fernsehen nur, wenn es um lebloses Metall geht.

Auch danach bleibt die «Motorshow» politisch unkorrekt. Als Highlight der Sendung kündigt der Moderator ein Rennen zwischen einem Sportwagen (Audi R8 GT, 510 PS, 1525 Kilo) und einem Motorrad vom Typ Kawasaki Ninja (200 PS, 175 Kilo) an. Ganz so unzeitgemäss ginge es nicht immer zu und her, sagt Ringier-Sprecher Edi Estermann. «Wenn Sie eine andere Sendung geschaut hätten, hätten Sie schon mehr Entschleunigung vorgefunden.»

Dabei ist die «Motorshow» Entschleunigung pur: Das Duell Audi vs. Kawasaki wird fast in voller Länge gezeigt, zwei Rennrunden lang. Nervöse Schnitte, mit denen jeder noch so langweilige Beitrag im «Sportpanorama» gedopt wird, gibt es keine. Wetten, dass die SRG keine Nachfolgesendung plant?

«Motorshow TCS»: sonntags, 19.30 Uhr, SF2

Schuld ist immer der Figaro

Alexander Pereira glänzt zusammen mit Cecilia Bartoli in Salzburg. Und wer frisiert die Promis in Zürich? Von Hildegard Schwaninger



Verlierer mit Irokesen-Frisur: Sinplus im Halbfinal des Eurovision Song Contest.

Es war, als wäre aller Glanz aus dem Haus gewichen. An der Premiere der «Entführung aus dem Serail» sass Intendant **Alexander Pereira** erstmals (ausser im September 2008, als er beim Gastspiel in Tokio war und an einer Ballettpremiere fehlte) nicht in seiner Loge. Dem Abend fehlte irgendwie das Charisma. Viele Plätze blieben leer – gut, es war Pfingsten! –, der Regisseur **Adrian Marthaler** lag mit einem Beinbruch, den er sich bei den Proben zugezogen hatte, im Universitätsspital, und **Eva Mei** quälte sich durch die Killerpartie der Konstanze, die sie erst am Tag vor der Generalprobe von **Malin Hartelius** übernommen hatte.

In Zürich stand alles unter keinem besonders guten Stern, während Alexander Pereira in Salzburg in seiner Funktion als neuer Intendant der Festspiele wirkte, nein, brillierte! Er funkelte, gemeinsam mit **Cecilia Bartoli**, die als künstlerische Leiterin der Pfingstfestspiele debütierte. Die in Feldbach am Zürichsee lebende Primadonna (sie hat mit ihrem Mann, Bariton **Oliver Widmer**, das Haus von Kunstsammler und Unternehmer **Thomas Bechtler** gekauft) trat auch auf der Bühne auf – in der Monsterpartie der Cleopatra in der Händel-Oper «Giulio Cesare in Egitto», für die sie nach der Fünf-Stunden-Aufführung Ovationen bekam. Ein Coup übertrumpft in Salzburg den nächsten. So kündete Pereira eine Sensation

an: La Bartoli wird an den nächsten Pfingstfestspielen die Titelrolle in «Norma» singen. Die Oper von **Vincenzo Bellini**, aus der jeder die Arie «Casta diva» kennt, wird 2013 auch fünfmal an den Sommerfestspielen gespielt.

Mit dem Ausscheiden von Sinplus beim Eurovision Song Contest steht wieder einmal der Haarkünstler im Blickpunkt. **Chicco**, der Friseur mit der Hipster-Brille, soll schuld sein, weil er dem Sänger diesen trendigen Schnitt mit Irokesen-Andeutung verpasst hat. Viel-



Brillant: Alexander Pereira, Cecilia Bartoli.

leicht wäre Sinplus besser zu **Georg Fischli** in Schaffhausen gegangen. Er hat früher den Charakterkopf von FC-Chelsea-Trainer **Roberto Di Matteo** frisiert und kümmert sich heute

um den Lockenkopf von «Teleblocher»-Moderator **Matthias Ackeret**.

Wer frisiert eigentlich die Promis in Zürich? Dass **Patricia Boser** ihre blonde Mähne **Charles Aellen** anvertraut, ist bekannt. Er hat seine Preise seinem Berühmtheitsgrad angepasst und gilt als teuer. Der heimliche Promi-Figaro aber ist **Toni**, «Il Parrucchiere», von der Mühle Tiefenbrunnen (mit vollem Namen heisst er **Toni Maruccia**, aber das weiss keiner). Seit Jahren macht er den Stars von TV-Sendungen die Frisuren, zuletzt musste er für «Benissimo» ins Studio Leutschenbach, um **Christa Rigozzi** zu frisieren. Toni kommt aus Apulien, hat eine junge Familie, seine Passion ist Fussball, in seiner Freizeit kümmert er sich um den Fussballer-Nachwuchs. Er hat Stammkundschaft, die schon seit bald dreissig Jahren zu ihm kommt (er ist noch keine fünfzig). So **Raquel Marquard**, um deren Haare er sich schon kümmerte, als sie noch Model war.

Bei Toni trifft sich die halbe Schweizer Show-Szene. Die ganze Familie Knie lässt sich von ihm frisieren. So auch Prinzessin **Stéphanie von Monaco**, als sie die Flamme von **Franco Knie** war. Und wenn **Marie-José Knies** ebenholzscharzes Haar in der Manege mit den Mähnen der Pferde um die Wette glänzt, ist das Tonis Werk. Die Preise sind trotz VIP-Kunden sehr anständig. Sonst würde **Fritz Wehrli**, der als Hausherr der Mühle Tiefenbrunnen gut rechnen kann, nicht seit Jahren zu Toni gehen.



Hohes Niveau: Franco Knie mit Sabu.

Apropos Knie. **Fredy Knie** und **Franco Knie** sind mit Enthusiasmus bei den Vorbereitungen für den Elefantenpark, der im März 2013 als Erweiterung von Knies Kinderzoo in Rapperswil eröffnet wird. Die Knies konnten ein Grundstück erwerben, das dies ermöglicht. Attraktion wird ein thailändisches Restaurant sein, in dem auf hohem Niveau gekocht wird. Noch eine Vorbereitung begeistert den Circus-Clan. Ende Juli wird das jüngste Familienmitglied getauft. **Chanel Marie**, die einjährige Tochter von **Géraldine Knie** und ihrem Mann **Maycol Errani**. Im Zelt in Luzern.

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio



Meine Heimat

Unser Kolumnist fährt dorthin, wo er herkommt (mehr oder weniger). Und schreibt einmal gut über Gourmetküche.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Amsterdam, unter anderem, um Mitarbeiter der Firma Tommy Hilfiger – der Sitz des Unternehmens ist dort – zu treffen (ich war im Auftrag des Verlegers dieser Zeitschrift unterwegs; das ist keine überflüssige Auskunft, MvH ist selbstständig erwerbend). Für die, die es interessiert: Mein Vater war Holländer, aus der Provinz Nordbrabant, gelegen im Süden der Niederlande. Warum ich das erzähle: Die Niederlande befanden sich, in meinen Augen, klar hinter der Schweiz, was die Höhe der Lebenshaltung und -qualität anging, als ich jung war und dort Ferien verbrachte.

Als Kind, schon klar, verglich ich Eindrücke aus einem Dorf zwischen Eindhoven und Nijmegen, einem *backwater* also, mit Eindrücken aus Bern, einem anderen *backwater*, streng gesehen (wenn auch eine Stadt immerhin). Damals war *chez nous*, ehrlich, alles besser im Verhältnis, oder wir hatten von allem mehr – standfestere Häuser, neuere Strassen, teurere Autos et cetera (Ausnahme: Holland hatte fast immer eine starke Fussballnationalmannschaft, die Schweiz fast immer eine schwache). Als ich, im jungen Erwachsenenalter, zum ersten Mal nach Amsterdam fuhr, war das Bild, im Grunde, dasselbe, bloss fand man «Adam», logisch, viel cooler, weil man mehr Leute traf, die mehr Aufgeschlossenheit verbreiteten und so weiter.

Heute ist fast alles anders (nur nicht, was die Aufgeschlossenheit angeht): Die Niederländer haben aufgeholt, wenn wir es wohlmeinend schreiben (sind dabei, uns zu überholen, wenn wir ehrlich sind). Die Höhe der Lebenshaltung

und -qualität ist in der Zwischenzeit vergleichbar mit Bedingungen in der Schweiz – Häuser standfest, Strassen neuer und mit hochwertigeren Belägen (Autobahnabschnitte mit Schwellenland-Standard wie die A1 im Aargau etwa konnte ich nicht finden). Um unparteiisch zu sein: Bei uns gibt es, immer noch, mehr teure Autos wahrscheinlich und der THC-Gehalt Schweizer Marihuanas (*home-grown*) ist höher, höre ich. Dafür steigt in den Niederlanden die Zahl von Unternehmen, die *world leader* sind in ihrem Geschäft, in der Schweiz sinkt sie. Woran das liegt, weiss ich nicht (ich meine, ich bin Kolumnist); komischerweise haben die Niederlande das alles erreicht, obwohl sie Mitglied der Europäischen Union sind/den Euro haben (ich meine, ich schreibe für die *Weltwoche*).

Wer ein Hotel sucht, dem empfiehlt Ihr Kolumnist, zum Beispiel, das «Mercure Amsterdam Arthur Frommer» (zentrale Lage; alles vorhanden, was man braucht, nichts vorhanden, was man nicht braucht und Zimmerpreise, die man rückerstattet bekommt, falls man geschäftlich hinfährt). Wer wirtschaftlich unabhängig ist, nimmt das «ungeduldig erwartete *high-end luxury* Lifestyle-Haus» (Eigenreklame) «Conservatorium» im Museum- und Modeviertel Amsterdams (seit kurzem offen). Ich empfehle auch das «Tunes»-Restaurant ebendort; Schilo van Coevorden, der Küchenchef, ist so etwas wie Andreas Caminada von Holland. Ein wenig weniger, sagen wir, anspruchsvoll, aber fein, isst man in einem der drei «Café George»-Betriebe, MvH rät zu Steak tartare in dem «George» an der Leidsegracht.

Was einem ausserdem auffällt (und Ihrem Korrespondenten gefällt): Man sieht fast nur junge Menschen in der Stadt. Er weiss nicht, weshalb (Amsterdams Soziodemografie kann irgendwie nicht sehr anders sein als die von Zürich). Und die meisten Leute, die einem begegnen, sind freundlich sowie gesprächsbereit (es gibt, so viel ich weiss, anteilmässig weniger Deutsche als in Zürich).

Zum Schluss neunzehn Zeilen Swisness: **Andreas Caminada** bereitete im Restaurant «Bärengasse» in Zürich ein Menü zu (Anlass war «40 Jahre Royal Oak», eine Uhr von Audemars Piguet, die mir gefällt [ich habe keine, nebenbei]; sonst sei er nicht zu haben für Störkoch-Einsätze, sagt man). Regelmässige Leser dieser Spalte wissen: MvH ist kein Fan von Sterne-Köchen. Doch dieses Menü (Saibling, leicht gegart; Maibock, gebraten; Rhabarber, Eis, eingelegt, geschmort) fand ich gelungen und schmackhaft (Caminada hat drei Michelin-Sterne). Was er ausserdem hat: berufsmässiges Können, das nichts mit Kochen zu tun hat und das mir bei keinem anderen Schweizer Küchenchef aufgefallen ist bisher. Er war vorbereitet, wer seine Gäste waren, sagte zu jedem etwas Passendes. Es war, in dieser Sicht, ähnlich wie bei meinen Treffen mit Tom Ford.

Gesellschaft

Beta-Männer

Von Beatrice Schlag — Haben schwache Männer die Monogamie erfunden?

Schimpan sen halten nichts von Treue und von Nachwuchsbetreuung. Die Rudelführer, die Stärksten im Pulk, bespringen, wen sie wollen, dann trollen sie sich. Die schwächeren gehen sexuell oft leer aus. Da die Schimpansen-DNA sich von der menschlichen nur um höchstens fünf Prozent unterscheidet, rätselt die Forschung seit Jahrzehnten, wieso sich der Mensch im Gegensatz zum eng artverwandten Affen für ein ganz anderes Sexual- und Familienmodell entschieden hat.



Man kann angesichts der Scheidungsraten – in der Schweiz inzwischen 54 Prozent – ernsthaft zweifeln, ob die Monogamie ein besonders kluges Modell ist. Aber nicht das beschäftigt die Wissenschaftler, sondern die Frage, wie es überhaupt dazu kam. Und da wartete die University of Tennessee vor wenigen Tagen mit einer sehr einleuchtenden Erklärung auf. Was nicht bedeuten muss, dass sie stimmt. Aber sie wird Männern gefallen, die keinen Hang zum Alphetier haben.

Dominante Männer, sagt der Bericht, hatten keinen Grund, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen. Dank ihrer körperlichen Überlegenheit hatten sie genug Gelegenheit zu Sex, um den Fortbestand zu sichern. Anders die weniger kampfstarke Männer. Da sie kaum begehrt waren und sicher sein wollten, dass der Nachwuchs von ihnen stammte, mussten sie in der Nähe der Frauen bleiben, die sich von ihnen begatten liessen. Das wiederum war für die Frauen nur interessant, wenn die eher Schwächeren ausser Sex noch etwas zu bieten hatten, was Alpha-Männer nicht beschafften: Nahrung. Das erlaubte den Müttern, beim Nachwuchs zu bleiben. Als Gegengeschäft blieben sie treu, weil kein Mann Nahrung anschleppt, um mögliche Kuckuckskinder grosszuziehen.

Sergey Gavrilets, der Autor des Berichts, ist Biomathematiker. Gefühle hat er in seinen Rechenmodellen nicht berücksichtigt. Aber vermutlich war die Monogamie schon vor Millionen Jahren durchsetzungsfähig, weil Frauen sich noch nie dauerhaft für Männer begeistern konnten, die sich nach dem Beischlaf trollen. Da hilft alles Alpha nichts.

Die Besten

Breitseite für Männer

Von Jürg Zbinden

1 — Im Graubereich zwischen Business und Freizeit ist dieser schmal geschnittene Anzug eine doppelt wertvolle Investition. Er kostet Fr. 1799.–, das hellblaue Hemd mit Haifischkragen Fr. 65.– und die Krawatte Fr. 139.–. Kombiniert mit schmalen braunen Schnürern und einem adretten Seitenscheitel, hinterlässt der Windsor-Mann überall einen tadellosen Eindruck. Alles von Windsor Men. Bezugsinfos: www.windsor.ch.

1



2 — Britischer präsentiert sich der zweite Gentleman: kariertes Sakko für Fr. 699.–, versehen mit einem Einstecktuch, über einem blütenweissen Hemd für Fr. 65.–, die Krawatte kostet wiederum Fr. 139.–. Exzentrischer Clou ist die Kombination mit der lachsfarbenen Hose mit kleinem Umschlag. Das Outfit ist ebenfalls komplett von Windsor Men. Bezugsinfos: www.windsor.ch.

2



3 — Auf die Grösse kommt es schon an – und beim Fernsehen vor allem auf die Breite: Das beweist das 21:9-Konzept des niederländischen TV-Herstellers Philips, der als einziger TV-Geräte in Überbreite anbietet. Denn das tatsächliche Seitenverhältnis eines Kinofilms ist 21:9. Mit einem solchen Gerät sieht man die Darbietung erstens ohne schwarze Balken, und zweitens wirken Filme in Überbreite viel eindrücklicher. Der Cinema-21:9-Platinum-Serie-Smart-LED-Fernseher von Philips bietet ein brillantes, scharfes Bild mit 147 cm Diagonale, einen relativ guten Ton, aktives 3-D, das stimmungsvolle Ambilight Spectra 3, Internetzugang und vieles mehr, was den relativ hohen Preis rechtfertigt. Fr. 5999.–. Infos: www.philips.ch

3



4 — American Optical gilt als erster Sonnenbrillen-Hersteller der Welt. Berühmte AO-Träger sind Robert De Niro, Johnny Depp oder aktuell Jon Hamm alias Don Draper aus der Kultserie «Mad Men». Auch John F. Kennedy galt als Fan der Qualitätsbrillen aus Massachusetts. Jetzt gibt es die Pilotenbrille in Gold, Matt oder Silber wieder in der Schweiz zu kaufen, ab Fr. 182.–. Bezugsinfos: www.ao-eyewear.ch.

4



5 — Zum Mitschreiben: Der Alchemix «Carbone» von Caran d'Ache überzeugt wie seine Brüder «Graphite» und «Wenge» mit Hightech und maskuliner Eleganz. «White» schmeichelt den Damen. Von Fr. 45.– bis Fr. 60.–. Im Schreibfachhandel.

5



Griechische Tragödie

Von *Andreas Thiel* — Während der griechische Finanzminister nach Brüssel zitiert wird, zitiert Thiel alle anderen ihm bekannten Griechen.

Herodot: Unsere Nachfahren schreiben mal wieder Geschichte.

Sophokles: Eine grosse Tragödie ist das.

Homer: Ein trojanisches Pferd auf Odyssee.

Thales von Milet: Erkennt ihr euch darin noch selbst?

Sokrates: Die wissen ja noch weniger als nichts.

Heraklit: Wieso? Es ist doch alles im Fluss.

Protagoras: Das ist relativ.

Sokrates: Also ich weiss nicht.

Plato: Was weisst du nicht?

Sokrates: Das weiss ich auch nicht.

Aristoteles: Nicht einmal das weiss er.

Plato: Immerhin weiss er, dass er es nicht weiss.

Aristoteles: Gar nichts weiss er.

Plato: Widersprich mir nicht immer.

Xenophanes von Kolophon: Wenn wir Griechen heute noch Götter hätten, sähen sie aus wie die Deutschen.

Aischylos: Das erinnert mich an meinen Tod, als ich durch eine Schildkröte erschlagen wurde, die ein Greifvogel fallen liess.

Sophokles: Ich bin an einer Weinbeere erstickt.

Euripides: Das ist ja dramatisch.

Aischylos: Was willst du? Wir sind doch Dramatiker.

Herodot: Kann man die Geschichte nicht wieder umschreiben?

Heraklit: Man kann nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen.

Diogenes: Sag mal, bist du an einem Fluss aufgewachsen?

Epikur: Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug.

Diogenes: Ein Fass genügt.

Thales von Milet: Hoffnung ist das Brot der Armen.

Aristoteles: Was meint Ihr damit?

Thales von Milet: Der Mittelpunkt des Umkreises eines rechtwinkligen Dreiecks liegt immer in der Mitte der Hypotenuse, also der längsten Seite des Dreiecks, die dem rechten Winkel gegenüberliegt.

Aristoteles: Wie?

Thales von Milet: Liegt der Punkt C eines Dreiecks ABC auf einem Halbkreis über der Strecke AB, dann hat das Dreieck bei C immer einen rechten Winkel.

Diogenes: Er will sagen: «Wer A sagt, muss auch B sagen.»

Pythagoras: Ich würde sogar sagen: «Wer a^2 und b^2 sagt, muss auch c^2 sagen.»

Aristoteles: Was soll das nun wieder heissen?

Pythagoras: Das heisst, dass in allen ebenen rechtwinkligen Dreiecken die Summe der Flächeninhalte der Kathetenquadrate gleich dem Flächeninhalt des Hypotenusenquadrates ist.

Euklid von Ephesos: Was zu beweisen war.

Diogenes: Gibt es von dir keine anderen Zitate?

Euklid von Ephesos: Nein.

Heraklit: Alles ist im Redefluss.

Protagoras: Was ihr sagt, ist so relativ.

Plato: Aristoteles soll mal was Gescheites sagen, der weiss doch sonst immer alles besser.

Aristoteles: Freude an der Arbeit lässt das Werk trefflich geraten.

Plato: Das ist ein Zitat von dir? Das klingt ja wie «Die Axt im Haus erspart den Zimmermann».

Sophokles: Das stimmt, er wirkt nicht sehr griechisch.

Aischylos: Er klingt eher wie ein deutscher Dichter.

Euripides: Sag noch mal was.

Aristoteles: Jeder kann wütend werden, das ist einfach. Aber wütend auf den Richtigen zu sein, im richtigen Mass, zur richtigen Zeit, zum richtigen Zweck und auf die richtige Art, das ist schwer.

Aischylos: Boah, das klingt ja noch deutscher. Habt ihr den gehört?

Euripides: Sag noch mal was.

Aristoteles: Wenn auf der Erde die Liebe herrschte, wären alle Gesetze entbehrlich.

Sophokles: Hahaha! Das könnte direkt einer von heute sein.

Plato: Die sind doch heute alle Aristoteliker.

Zenon von Elea: Ist das nicht paradox?

Plato: Ich weiss nicht, ich bin Sokratiker.

Heraklit: Ich bin sogar Vorsokratiker.

Pythagoras: Wer ist denn hier noch Aristoteliker?

Aristoteles: Ich.

Plato: Nein, du bist Peripatetiker.

Aristoteles: Was ist das?

Plato: Einer, der nichts hat, in der Wandelhalle herumsteht und redet.

Herodot: Ein echter Grieche also.

Heraklit: Alles geht den Fluss runter.

Diogenes: Hat jemand mein Fass gesehen?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Nachrichten vom Schloss

Von *Peter Rüedi*



Alle Jahre wieder das grosse frühlommerliche Rätselraten: Was verheissen uns die Wine-Spectators von der Zukunft des neuen Bordeaux? Wie hauen die Besitzer auf die Pauke, um uns die Katze im Sack zu verkaufen, das heisst ihre Weine *en primeur*? War ja mal ein Vorteil, die Subskription.

Das hat sich geändert, erstmals im fernen Jahr 1997, als der Handel zu viel und zu teuer kaufte, auf den Beständen sitzenblieb und die mit selbstmörderischen Rabatten loswerden musste. Der Dumme war der Subskribent, der Schlaue der Spätkäufer. Das waren dann die Momente, wo man mit Staunen auf Etiketten den Namen eines amerikanischen Importeurs fand, der das Geschäft sistiert hatte, bevor die Ware Frankreich verliess.

Ob wir in zwei Jahren Ähnliches mit dem Jahrgang 2011 erleben, dann mit chinesischen Schriftzeichen auf den Bouteillen? Wie immer nach zwei stupenden Jahrgängen wird der problematische Nachfolger unangemessen schön- und unangemessen schlechtgeredet – im einen Fall von den Produzenten, im andern von gewissen Auguren. Die Wahrheit liegt, beim Elfer wie meist sonst, in der Mitte. Das Jahr war schwierig: extrem heiss und trocken zu Beginn, im Juli und August kühl, regnerisch, wechselhaft. Die St-Emilions und Pomerols kamen damit besser klar als die Médocs, die Châteaux mit rigoroser Qualitätskontrolle besser als die mit lässiger. Die Weiss- und Süssweine reüssierten eher.

Kein einziger ganz grosser Bordeaux wird uns aus dem Jahr verheissen, was nicht heisst, dass lauter Schrott zu erwarten ist. Trendsetter Parker: «Dies ist eine viel bessere Ernte, als ich mir vor meiner Reise nach Bordeaux vorgestellt hatte, sie könnte sich alles in allem den unterschätzten Jahren 2001 und 2008 annähern.» Wäre ich nicht ohnehin ein Subskriptions-skeptiker, in diesem Jahr würde ich ein solcher.

Mein Rat: Abwarten und Tee trinken resp. aus den Beständen überwintern. Einer der grössten Player, eine kleine Sensation, kündigt für 2013 den Ausstieg aus dem Primeur-System an: Château Latour. Das wird die Ikone nicht verbilligen, aber ein Zeichen ist es.

«Ich bin ein Koch ohne Rezepte»

Seit sechs Monaten führt Rico Zandonella die legendären «Kunststuben». Zeit für eine Zwischenbilanz.



«Es soll wie ein Traum sein»: Spitzenkoch Zandonella.

An welchen Geschmack aus Ihrer Kindheit erinnern Sie sich?

An Steinpilze. Mein Onkel war ständig auf der Suche danach, und am Wochenende gab es dann immer Steinpilzrisotto.

Der Lunch in den «Kunststuben» ist eher italienisch inspiriert, abends kochen Sie moderne Klassik auf Basis der französischen Haute Cuisine. Nur das Tessin spielt in Ihrer Küche keine Rolle.

Die Tessiner Küche ist mir zu einfach, und letztlich ist sie auch nur eine Spielart der italienischen Küche, die viel raffinierter und variantenreicher ist.

Was gefällt Ihnen kulinarisch an Italien?

Vor allem im Sommer gibt es grossartige Produkte wie Tomaten oder Oliven. Man kann mit einfachen Zugaben wie Meersalz, Olivenölen und speziellen Essigen viel herausholen.

Mit welchen Produkten arbeiten Sie gerne?

Obwohl ich gar kein grosser Fischesser bin, arbeite ich gerne mit Fischen. Man kann sie wirklich nur ganz frisch verarbeiten. Es ist schön, wenn der Fisch geliefert wird und einen mit glänzenden Äuglein anlacht. Dann bietet er viele Möglichkeiten zur Kombination mit Vinaigrettes, Saucen und so weiter. Fleisch schränkt einen mehr ein. Es ist schwer, ohne Fisch ein Sechs-Gang-Menü zu gestalten, ausser man kocht vegetarisch.

Wird die vegetarische Küche nicht immer wichtiger?

Ich habe viele Gäste, die vegetarisch essen. Meine jungen Köche mögen das nicht, die lassen das lieber mich machen. Mir macht es allerdings Freude, man kann so viele schöne vegetarische Speisen kochen.

Kochen Sie eigentlich nach Rezepten?

Nein, ich bin ein Koch ohne Rezepte. Nur in der Pâtisserie arbeiten wir nach Vorgabe. Wir sind ein kleines Team, und für die Aromen

bin ich allein verantwortlich. Ich arbeite mit achtzehn verschiedenen Vinaigrettes, die mache ich alle selbst.

Haben Sie klare Vorstellungen davon, wie Ihre Küche sein muss?

Wenn ich auf den Markt gehe, um Komponenten für das neue Sommermenü zu suchen, weiss ich schnell sehr genau, wie etwas schmecken und aussehen soll. Es geht mir am Ende aber nicht nur ums Kochen. Meine Arbeit ist wie die eines Innenarchitekten, der weiss, die Böden müssen so sein, die Wände so ... Ich wollte schon immer mehr als «nur ein Restaurant» machen. Dazu gehört die Kunst im Lokal. Das Gesamte soll etwas Spezielles sein, wie ein Traum.

Und auf dem Teller?

Ich bin ein fröhlicher Mensch, und ich glaube, ich mache eine fröhliche Küche, die sich in bunten Farben auf dem Teller zeigt.

Was ist das Wichtigste, was Sie von Ihrem Lehrmeister und Vorgänger Horst Petermann gelernt haben?

Disziplin und Perfektion – ohne das kommst du nicht weit. Disziplin bezieht sich auf sich selbst, aber auch auf das Produkt und die Überlegungen, wie man etwas kombiniert. Es gibt ganz verrückte Köche, aber wenn sie keine Disziplin haben, hört man nach zwei, drei Jahren nichts mehr von denen.

Worin unterscheiden Sie sich von Petermann?

Wir waren dreissig Jahre lang ein Super-team, und er hat mir viele Freiheiten gegeben. Aber jetzt, wo ich mein eigener Chef bin, blühe ich noch mal auf. Horst hat mich in meinen Ideen oft etwas gebremst, jetzt kann ich so verrückt sein, wie ich will.

Nach dem Umbau des Restaurants vor zwei Jahren verschwand die Kunst aus den «Kunststuben». Sie bringen sie jetzt wieder zurück. Wie gehen Sie dabei vor?

Wegen der sehr strukturierten Wände kann man keine Bilder mehr aufhängen. Die wichtigste Kunst in den «Kunststuben» sind die Gäste. Zu den Menschen stelle ich Objekte und Skulpturen.

Wie reagieren die Gäste?

Viele sind positiv überrascht, manche kommen jetzt nach langer Zeit wieder, fühlen sich wohl und bringen sogar ihre Kinder mit.

Es fällt auf, dass Ihr Publikum jünger geworden ist.

Ich spreche sicher eine neue Generation von Gästen an. Wir bieten ein faires Preis-Leistungs-Verhältnis, Qualität, Bedienung, Lokalität – das stimmt alles und kommt gut an.

Rico Zandonella, geb. 1961, kocht seit 32 Jahren in den «Kunststuben», lange an der Seite von Horst Petermann. Seit Anfang 2012 hat er das Restaurant gepachtet und wurde mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnet.

Rico's Kunststuben, Seestr. 160, 8700 Küsnacht, Tel. 044 910 07 15. www.kunststuben.com

Die Fragen stellte **David Schnapp**.



Auto

Der VW Kumpel

Unter den kompakten SUVs ist der Tiguan der Liebling der Massen. Man kann das verstehen. *Von David Schnapp*

Tausende können nicht irren: Allein in Deutschland wird der VW Tiguan jeden Monat vier- bis fünftausend Mal verkauft. Das Segment der Kompakt-SUVs erfreut sich grösster Beliebtheit, die Gründe liegen auf der Hand: Die Autos sind zwar geräumig, aber doch so kompakt, dass man sie angstfrei in jedes Parkhaus bringt. Sie sind mit der erhöhten Sitzposition angenehm zu fahren, mehr Bodenfreiheit und der Vierradantrieb helfen, falls man mal etwas mehr will, als über geteerte Wege kurven. Und schliesslich sorgen bei vielen Modellen immer sparsamere Diesel-

motoren dafür, dass der Treibstoffverbrauch sinkt. In dieser Welt ist der Tiguan der Liebling der Massen.

Auf den ersten Blick fragt man sich, warum. Der rundliche kleine Offroader wirkt zwar durchaus sympathisch, aber ein Charakterkopf ist er nicht gerade. Da macht ein Kia Sportage (*Weltwoche* Nr. 49/2011) optisch einiges mehr her. Nein, die Werte des Tiguan sind innere. Er bietet ein hervorragendes Raumgefühl, wie immer bei VW ein gut verarbeitetes Interieur ohne Schnickschnack, praktische Ablageflächen und kluge Details wie die geteilte Rückbank, wo sich beim Abklappen die Sitzfläche nach vorne schiebt und so noch mehr Platz schafft. Mit solchen Kleinigkeiten gewinnt man die Herzen der praktisch veranlagten Mehrheit, die bei allzu schicken Hüllen gerne mit Misstrauen reagiert.

Vernunft vs. Fahrfreude

In einem grossen Vergleichstest prüfte die deutsche *Auto-Zeitung* sechzehn Kompakt-SUVs. Der Tiguan kam – keine grosse Überraschung – auf Platz eins. Wir können das

Urteil der Kollegen grösstenteils nachvollziehen, nur in einem Punkt sind wir anderer Meinung: bei den Sitzen. Für die *Auto-Zeitung* waren sie «sehr bequem», für uns waren sie einigermaßen annehmbar. Etwas mehr Konturen und ein besserer Seitenhalt haben uns für die Wertung «sehr bequem» gefehlt.

Ausgezeichnet ist dafür der Federungskomfort, wobei die Rückmeldung von der Strasse präzise bleibt. Unser Testwagen war nicht mit dem erwähnten vernünftigen Dieselmotor, sondern mit dem TSI-Aggregat mit Benzindirekteinspritzung und Turboaufladung ausgestattet. Der ist zwar gleich gross wie der Diesel, hat aber 40 PS mehr und einen um zwei Liter höheren Durchschnittsverbrauch. Dafür macht der Benziner viel Freude beim Fahren; zusammen mit dem blitzschnell schaltenden Doppelkupplungsgetriebe und dem 4-Motion-Allradantrieb bringt er den rund 1700 Kilogramm schweren Tiguan rasant um die Ecke.

Fazit: Der VW Tiguan ist, wäre er ein junger Mann, ein guter Kumpel. Dafür muss er nicht besonders schön sein, aber zuverlässig und solide. Einen guten Kumpel lädt man auch mal zu einem Nachtessen ein, und einen Tiguan lässt man sich etwas kosten. Im Vergleich mit einem Kia Sportage liegt der Preis des VW rund 6000 bis 8000 Franken höher – je nach Ausstattung. Dass so viele den Preis gern bezahlen, spricht für das Auto.

VW Tiguan Sport & Style TSI

Leistung: 180 PS, Hubraum: 1984 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 202 km/h
Preis: Fr. 46 650.–



Mit blinkenden Augen

Die Managerin Satoku Inoue, 36, und der Technologieprofessor Tomohiro Shibata, 42, haben im Mai geheiratet. Die Trauung führte – zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit – ein humanoider Roboter durch.

Tomohiro: Ich bin in der Entwicklung von Robotern tätig und weiss um die Begeisterung der Japaner für diese hochentwickelten Geschöpfe. Es gibt unterschiedliche Intelligenzquotienten bei den Robotern, und ich muss leider sagen, dass derjenige, der uns getraut hat, nicht das allerhellste Licht auf der Geburtstagstorte war. Der I-Fairy-Roboter kostet rund 68 000 Dollar, kann mit verschiedenen Stimmen programmiert werden und verfügt über Augen, die verschiedenfarbig blinken. Als es darum ging, die erste Robotertrauung der Welt durchzuführen, entschieden wir uns für eine weibliche Stimme und setzten dem Priester Blumen aus Plastik auf den Kopf.

Satoku: Ich arbeite seit Jahren bei Kokoro, der Firma, die I-Fairy entwickelt hat und für viele andere stationäre oder mobile Maschinen verantwortlich ist, die nach einem bestimmten Programm festgelegte Aufgaben erfüllen. Eine der neueren Kreationen ist ein weiblicher Astroid, lebensgross, mit einem wunderhübschen Gesicht und in einen traditionellen Kimono gekleidet. Auf den ersten Blick ist er nicht von einer Frau aus Fleisch und Blut zu unterscheiden. Wir entschieden uns für I-Fairy, weil sie sich klar von einem Menschen unterscheidet. Sie ist klein und zierlich, präsentiert sich aber so, wie sich die meisten einen Roboter vorstellen: futuristisch und mechanisch. Gelenkpositionen und Bewegungsabläufe sind der menschlichen Anatomie nachempfunden, und sie geht auf zwei Beinen.

Tomohiro: Bei der Trauung sass I-Fairy allerdings faul auf ihrem Podest, und der Trauzeuge bewegte sie aus seinem Versteck heraus. Nach der Rede liess sie mich wissen, ich dürfe den Schleier der Braut lüften und sie küssen. Wir luden fünfzig Gäste zur Zeremonie ein, einige Frauen trugen festliche Kimonos, am Horizont zeichnete sich die Skyline von Tokio ab: Es war eine sehr urbane Hochzeit, die uns eine Menge Spass bereitet hat.

Satoku: Natürlich fragen manche Kollegen, wieso wir uns nicht von einem Menschen,



«Bis der Akku leer ist»: Ehepaar Shibata-Inoue, Roboter I-Fairy.

eventuell sogar von einem Schinto-Priester segnen liessen. Eine religiöse japanische Zeremonie wollten wir nicht, ich trug auch ein weisses Hochzeitskleid nach westlichem Vorbild. Im Vergleich zu traditionellen japanischen Hochzeiten – sie kosten durchschnittlich 70 000 Dollar, und die Jungvermählten verschulden sich manchmal für den Rest des Lebens – war unser Fest der Liebe geradezu bescheiden. Auch weil wir I-Fairy nicht kaufen mussten, sondern ausleihen konnten.

Tomohiro: Gleichzeitig wollten wir unsere Verbundenheit zur Roboterindustrie demonstrieren: Unsere Arbeitgeber hat es natürlich auch gefreut. In Japan arbeiten Roboter bereits im Unterhaltungsbereich für alte Leute. In der Zukunft werden sie andere wertvolle Dienste an der Allgemeinheit übernehmen: Immer geduldig, freundlich und gut gelaunt, sind sie äusserst fleissig und beinahe ohne Ansprüche. Ohne zu reklamieren und ohne Lohnansprüche arbeiten sie unter widrigen Umständen –

bis der Akku leer ist. Burnout, andere psychische Erkrankungen oder gar Suizide, die ein belasteter Arbeitsalltag nach sich ziehen kann, kennen die Roboter auch nicht. Natürlich ist die japanische Wirtschaft fasziniert und an der Entwicklung sehr interessiert.

Satoku: Die Regierung unterstützt die entsprechende Industrie bereits aktiv. Im Bereich der künstlichen Intelligenz ist vieles machbar, und der Einzug von leistungsstarken Robotern in das tägliche Leben wird nicht mehr so lange dauern. Mühe hat der Roboter, wenn er Emotionen zeigen muss, dafür ist er nicht zuständig. Obwohl es bereits welche gibt, die Trompete spielen können und andere Instrumente beherrschen, entschieden wir uns für eine Kapelle aus lebendigen Menschen. Sie spielten das «Ave Maria» nicht nur perfekt, sondern auch mit Herz.

Protokoll: Franziska K. Müller

Teilen Sie ein Lächeln in 120 Sprachen

Mehr als ein Lächeln, mehr als eine freundliche Geste. Freuen Sie sich auf
aussergewöhnlichen Service: Wir sprechen Ihre Sprache und sehen die
Welt so wie Sie.



Hello Tomorrow


Emirates